*November 1951*



# DER MARIENBOTE

# Fuer Weihnachten



**Deutsche Weihnachtskarten**

Bilder im Buntdruck

| | |
|---|---|
| 3 Karten | 25¢ |
| 15 Karten | $1.00 |

Schenke

## Wir Beten

das deutsche Gebetbuch
in schöner deutscher Schrift.
Der Druck ist groß und deutlich.
Preis $1.75

**Katholischer Wandkalender**
(Englisch)

45¢ per Kalender

**Schöne katholische Weihnachtskarten**
(Englisch)

| | |
|---|---|
| 12 Karten | 50¢ |
| 21 Karten | $1.00 |

**Der Marienbote**

wäre ein schönes Weihnachtsgeschenk. Senden Sie bitte $2.00, Name und Adrsse dessen, dem Sie den Marienboten als Weihnachtsgeschenk geben möchten.

Wir legen Ihre Weihnachtsgrüße bei. Lesen Ihre erwachsenen Kinder nur noch Englisch? Dann schenken Sie ihnen zu Weihnachten unsere katholische Monatsschrift

**„Our Family."**

**Der Marienbote und Our Family als Weihnachtsgeschenk:**

| | |
|---|---|
| Für ein Jahr<br>(oder ein Jahresgeschenk) | $2.00 |
| Für zwei Jahre<br>(oder zwei Jahresgeschenke) | $3.50 |
| Für drei Jahre<br>(oder drei Jahresgeschenke) | $5.00 |

Bitte senden Sie Ihre Bestellung nebst Postanweisung (Money Order) an:

**The Marian Press**

Box 249 Battleford, Sask.

# Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

20. Jahrgang | 15. November 1951, North Battleford, Sask. | No. 2


# Dies und Das

**Unsere Neu-Kanadier** Kanada ist den Einwanderern nun wieder offen. Am 25. August stand der Schriftleiter unseres Marienboten im Hafen der norddeutschen Stadt Bremen und schaute der Abfahrt eines kanadischen Dampfers zu, der ungefähr fünfhundert Volks- und Reichsdeutsche nach Montreal führte. Ein Viertel dieser Leute war katholisch. Ihr Reiseziel erstreckte sich vom östlichen Quebec bis nach Vancouver. In Deutschland war katholischer Seite wohl für sie gesorgt worden. Der „Kanadisch-Christliche Verein für Umsiedlung von Heimatsvertriebenen" hatte ihnen die Überfahrt ermöglicht. Das Amtsgebäude dieser Organisation steht in Bremen. Unser Pater Noah Warnke O.M.J., ist einer der Direktoren des Bremer Auswandererlagers, während sein Bruder, Pater Joseph Warnke O.M.J., von Winnipeg aus die Neuankömmlinge zu versorgen sucht.

Hier in Kanada werden die Neueinwanderer eine neue Zukunft finden. Deutsche Zeitungen und deutsche Vereine senden ihnen regelmäßig ihre herzlichen Willkommensgrüße zu. Es ist wirklich schön, daß man sich unserer Neueinwanderer so freundlich annimmt. Schade ist nur, daß wir Katholiken ihnen so wenig – fast garnichts! – zu bieten haben. Früher hatten wir den Volksverein. Die Alten wissen noch, was dieser Verein leisten konnte. Die Neu-Kanadier wurden nicht nur in Europa wohlversorgt aufs Schiff gesetzt, sie wurden auch hier im Hafen in Empfang genommen und so viel als möglich in unsere katholischen Siedlungen und deutschsprechenden Kolonien gebracht. Dort fühlten sich die Leute gleich daheim. Sie waren inmitten deutschsprechender Katholiken, sehr oft unter früheren Dorfgenossen, sie fanden deutsche Kirchen, deutschsprechende Schwestern und deutsche Vergnügungsmöglichkeiten vor. Glaube und Sprache, die zwei heiligsten Erbgüter des Menschen, blieben ihnen erhalten. Dank der unschätzbaren Hilfe des katholischen Volksvereins faßten sie hier sehr schnell Fuß. Heute sind sie wohlversorgte Bürger, die treu und gewissenhaft ihre Pflichten erfüllen.

Das deutschkatholische öffentliche Leben liegt gegenwärtig lahm. Während sich in Amerika der Central Verein (der so ungefähr dasselbe ist wie unser ehemaliger Volksverein) immer noch betätigt, ist es hier bei uns ganz still und stumm geworden. Nur, daß man hier und da Männer trifft,

die das Zeichen des abgestorbenen Volksvereins immer noch tragen.

Bei uns ist es tot, und an der Arbeitsfront herrscht große Not. Die neuankommenden katholischen Einwanderer unserer Sprache verlieren sich im weiten Kanada. Wohin ziehen sie? Werden sie Gelegenheit finden, an deutschen Gottesdiensten teilzunehmen? Ihr Vätergut der Sprache werden sie vorläufig behalten. Deutsch ist ja doch die einzige Sprache, die sie verstehen. Wie steht es jedoch um das zweite und das weit wichtigere Vätererbteil, um den Glauben? Werden sie auch den behalten?

Wir dürfen nicht vergessen, daß die armen Menschen, die da zu uns ins Land kommen, nicht dieselben sind, die man vor Jahrzehnten einmal im alten Land kannte. Die Einwanderer der Zeit vor und nach dem ersten Weltkriege kamen aus katholischen Dörfern nach Kanada. Sie kannten nur eine Muttersprache, nur einen Väterglauben, nur eine Art von althergebrachten katholischen Sitten und Gebräuchen. Was sie kannten, das wurzelten sie fest. Die neusten Einwanderer haben es weit schwerer gehabt. Die allermeisten dieser Leute leben bereits seit Jahren – heimatlos. Alles wurde ihnen genommen, selbst die Hoffnung, jemals wieder ihren Hof zu sehen. Die Welt, in die man sie hineintrieb, war ihnen vollständig fremd. Sie war kalt, sie war voll Elend, Unfreiheit und Not. Sie konnte nicht zurückgeben, was verloren war. Sie begann die zerquälten Menschen in neuer Sprache anzureden. Der Hunger predigte ihnen, die Verzweiflung, das Heimweh, und auf ihre Tische legte man Zeitungen und vor sie stellten sich Redner, deren Worte oftmals ganz anders, viel verlockender klangen als alles, was sie bisher von den Kanzeln gehört hatten.

Wundern wir uns, wenn wir die Neuankömmlinge manchmal etwas anders reden hören als wir es gewohnt sind? Diese Leute haben Schweres durchgemacht. Sie haben Haus und Heimat verloren. Man hat ihnen selbst ihren Gott zu nehmen versucht. Stellen wir uns einmal hungernd und nackt in derartige Verwirrungen, in die man sie getrieben hat. Und schauen wir dann nach, ob wir noch dieselben sind, die wir heute zu sein meinen.

Es ist leicht, gläubiger und gottesfrommer Katholik zu bleiben, wenn man in Ruhe und Frieden, unter eigenem Dach und auf eigenem Lande sein katholisches Leben führen kann. Was nützt uns aber das Rosenkranzbeten, wenn wir damit immer nur unser eigenes Wohl zu erzielen suchen? Wir ahnen heute nicht mehr, wie viel Gutes wir tun könnten. Gutes an unseren allernächsten Mitbrüdern. Hätten wir doch wieder einen Volksverein! Eine Organisation deutschsprechender Katholiken, die, über ganz Kanada sich erstreckend, überall den katholischen Neuankömmlingen helfend zur Seite stehen könnte. Ob wir wohl noch Männer finden, die Mut und Kraft haben, so ein Werk zu gründen, zu leiten, und energisch in den Dienst der christlichen Nächstenliebe zu stellen?

Die Patres Noah und Joseph Warnke O.M.J., arbeiten seit ein paar Jahren für die Umsiedlung deutschsprechender Katholiken von Europa nach Kanada. Was sie bis heute in stiller Büreauarbeit,, durch persönliche Aussprache mit hohen Herrn und mit ungezählten Bittstellern, durch Reisen und Reden geleistet haben, weiß nur Gott. Hier in Kanada wissen auch alle diejenigen davon zu erzählen, die durch die Arbeit dieser zwei Oblatenpatres ins Land als wir alle, wie notwendig uns ein den Neuankommen konnten. Beide Patres Warnke wissen besser kömmlingen behilflicher Volksverein wäre. Wie notwendig so eine Vereinigung schon allein für die wichtigste aller Sachen, für die seelsorgliche Leitung unserer Neu-Kanadier ist!

Wenn wir vom Volksverein reden, dann haben wir ganz besonders die katholische Aktion unter unseren deutschsprechenden katholischen Neueinwanderern im Sinne. Diese ganz besondere Form von katholischer Aktion, bewirkt von den deutschsprechenden Katholiken Kanadas, ist gerade heute eine schreiende Notwendigkeit. Wir haben deutsche Gemeinden in Montreal, in Toronto, in Kingston, wir haben sie in Winnipeg, in der Prärie und in Vanvouver. Fast überall dort, wo die Neueinwanderer hinziehen, sind wir vertreten. Das Rückgrad des Volksvereins ist da. Warum ihm nicht neues Leben einhauchen? Warum sollten wir uns nicht organisieren können mit dem Ziel im Auge, den katholischen Neuankömmlingen hier in Kanada eine katholische Heimat zu geben?

Kain's Antwort: „Bin ich wohl der Hüter meines Bruders?" galt vor Gott nicht. Es darf uns nicht gleichgültig sein, ob die andern sich verlieren oder nicht. Wer Hilfe geben kann, muß helfen, und je höher die Güter sind, um deren Erhaltung geholfen werden muß, umso schwerer anch die Pflicht, Hilfe zu leisten.

**Von der Reise zurück.** Der Schriftleiter des Marienboten ist seit dem 2. Oktober wieder in Kanada. Der Marienbote fühlt sich verpflichtet, dem hochw. Pater Joseph Schneider O.M.J., öffentlich lieben Dank auszusprechen. Der unseren Lesern wohlbekannte P. J. Schneider O.M.J., hatte während der Abwesenheit des Schriftleiters die Bürden des Marienboten getragen. Wie sehr er Herz und Seele in diese Arbeit gelegt, haben viele Leser dem Schriftleiter bereits erzählt.

Der Marienbote hat im Oktober seinen zwanzigsten Jahrgang begonnen. Die Zeit ist da, das Lesergeld zu erneuern. Immer kleiner wird der Kreis der deutschlesenden Katholiken. Eines Tages wird es wohl hier in Kanada kein katholisches Blatt deutscher Sprache mehr geben. Jetzt darf das Ende des Marienboten jedoch noch nicht kommen. Es ist wahr, unsere Jugend spricht und liest heute nur noch englisch. Zu gleicher Zeit kommen aber immer mehr deutschsprechende Katholiken zu uns ins Land. Fällt der Marienbote, dann haben wir ihnen nichts mehr zu bieten.

— Der Schriftleiter

# Hymnus

**O mein Gott, ich preise dich im Anblick deiner Schöpfung, alle Lande strahlen auf im hellen Licht deiner Sonne.**

**Du lässest aus der Erde hervorsprießen die junge Saat, Gärten und Wiesen segnest du gnädiglich.**

**Unere Tage sind gebettet in dein Erbarmen, und unsere Ruhelosigkeit endet in dir.**

**Wie die Blume sich sehnt nach dem wärmenden Licht, so verlangen unsere Seelen zu wachsen in deiner Gnade.**

**Du öffnest alle Quellen des Heiles und reichst uns Brot, das Ewigkeit in sich birgt.**

**Du entzündest die Feuer deiner Liebe und lässest ihr Licht hineinfluten in die Kammern des Schmerzes.**

**Weit öffnest du alle Tore, die zu deinem Herzen führen, deine segnende Hand ermüdet nicht.**

**Wie eine Mutter ihr Kindlein sicher führt, so geleitest du uns auf allen Wegen unserer Pilgerfahrt,**

**Bis sie einmünden in dein Reich und unsere Seelen ausruhen an deinem Herzen ewiglich.**

Otto Schmidt-Genoko.

---

**„Wer berufen wurde, darf sich nicht umsehen nach gestern und ehegestern. Seine Zeit ist die Zukunft."**

* * *

**„Es gibt aber keinen größeren Reichtum, als das Gesetz des Herrn und seine Erfüllung."**

* * *

**„Die Hälfte deines Lebens wirst du mit der Heimat verlieren."**

* * *

**„Wer ist wie der Sturm, wird nie eine Heimat haben."**

# Wenn man den Felsen Petri verlaesst

von P. F. Hagel O.M.I.

(Monatsblätter)

**Wo Petrus, da Christus; wo Christus, da seine Kirche,** die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche. Diese Gedankengänge waren den Kirchenvätern der alten Zeit so geläufig wie das Vater unser. Wir können heute bei einem Überblick über die Vergangenheit nur noch hinzufügen: wenn man den Felsen Petri, den Hort der Wahrheit, verläßt, folgt die Auflösung. An die Stelle der gottgewollten Ordnung und Autorität treten die Schwarmgeister. Ist einmal die Einheit im Glauben verlassen, so gibt es keinen Halt mehr. Die Häretiker verwarfen die Autorität des Papstes, um ihre eigene an deren Stelle zu setzen oder den Staat als höchste kirchliche Autorität einzusetzen. Jede Sekte bekam damit ihr eigenes „Päpstlein", das sich mehr unfehlbar fühlte als der von Christus bestellte Hirte aller Gläubigen. Statt der einen Kirche Christi bekamen sie die Landeskirchen, die in denselben Farben schillerten wie **die Schilderhäuser vor den Palästen ihrer Fürsten.** Um ihre Widerspruchsschöpfungen rechtskräftig zu machen, mußte der Grundsatz von der einzigen Quelle des Glaubens, der Bibel, dienen, wozu bald noch der Grundsatz der freien Bibelforschung kam. Zuerst zankten sie um einzelne Glaubensartikel, wie Rechtfertigung, Sakramente, Marien- und Heiligenverehrung und andere. Die Bresche, die sie ins Glaubensgebäude schlugen, erweiterten ihre Nachfolger, so daß oft nichts mehr übrig blieb als eine christliche Fassade. Aus den Trümmern des Tempels der Wahrheit bauten Sektierer und Schwarmgeister ihre Tempelchen. – Von der Wahrheit dieser Gedanken kann man sich kaum irgendwo **besser überzeugen als in Südafrika,** wo die christliche Einheit buchstäblich in tausend Fetzen zerrissen ist. Es ist geradezu erschütternd, wenn man hier die christliche Zersplitterung sieht. Welcher Segen hätten den schwarzen, so tiefstehenden Völkern Südafrikas zufließen können, wenn das Christentum als eine Einheit zu ihnen gekommen wäre!

**Wie das so kam?** Südafrika war Kolonialland, das von Leuten aller Zungen und Zonen aufgesucht wurde. Alle brachten ihr eigenes Christentum, ihre eigene Konfession mit. Es gelang der Holländisch Ostindischen Kompagnie trotz aller Druckmittel nicht, die „Holländische Reformierte Kirche" als einzige ins Land einzubauen. Als England das Kapland 1806 zum zweitenmal besetzte, kam langsam auch die religiöse Freiheit. Protestantische Missionare fanden ein offenes Tor am Kap, so daß fünfundzwanzig verschiedene Bekenntnisse verbreitet waren. Unter den Einwanderern waren viele englische Kaufleute, Beamte, Handwerker und Angestellte, die meist der anglikanischen Hochkirche (established Church) angehörten, weshalb in Kapstadt ein anglikanischer Bischofssitz errichtet wurde. Als sich aber nach den Burenwanderungen das von den Europäern besetzte Land gewaltig ausdehnte, wurde 1853 die anglikanische Diözese Kapstadt in vier verschiedene Sprengel aufgeteilt. Bei dieser Teilung wurde **DrJohn Colenso anglikanischer Bischof von Natal** mit dem Sitz in Pietermaritzburg. Dr Colenso war ein sehr gelehrter Herr, aber ein echtes Kind seines Zeitalters, d.h. des englischen Liberalismus. Er kam noch im Jahre 1853 nach Pietermaritzburg, der Hauptstadt Natals, und gewann sehr rasch großen Einfluß. Er war sehr leutselig und herablassend; dazu ein bedeutender Sprachenforscher. Er machte sogar dem katholischen Bischof, dem Apostolischen Vikar von Natal,seine Aufwartung. Bischof Allard O.M.I., der damals diesen Posten bekleidete, war entsetzt darüber und schrieb an den katholischen Bischof von Kapstadt: „Da die Bürgerschaft Natals sehr zersplittert ist und der Gouverneur viele Feinde hat, so hat man, scheint es, Dr Colenso den Auftrag gegeben, die Geister miteinander auszusöhnen. Ich war ganz bestürzt, als er mir einen Besuch machte. Welche Absicht er dabei verfolgte weiß ich nicht." Darauf antwortete Bischof Griffith, der Apostolische Vikar von Westkapland: „Ich bin nicht überrascht, daß Dr Colenso Ihnen einen Besuch machte. Einige der anglikanischen Pseudobischöfe haben nämlich die Anmaßung, zu glauben, daß auch die Katholiken unter ihrer Rechtssprechung stehen."

(Tagebuch Allard) – Dr Colenso nahm sich weitherzig und warmherzig der Neger Natals an, aber in seiner Anpassung des Christentums an die heidnischen Gebräuche dieses Volkes ging er so weit, **daß er den Negerchristen die Vielweiberei erlaubte.** Das war aber gegen die Praxis seiner drei Kollegen in Südafrika und forderte deren Widerspruch heraus. Doch hatte niemand Gewalt, gegen den Eigenbrötler einzuschreiten. Als Dr Colenso verschiedene Bücher über die Heilige Schrift veröffentlicht hatte und in seinem Liberalismus den Satz aufstellte: „Die Heilige Schrift ist nicht Gottes Wort, aber alle, die demütig die Bibel lesen, können Gottes Wort daraus vernehmen", wurden die orthodoxen Kollegen wach. Das Ärgernis des Dr Colenso war ziemlich allgemein. Sowohl die weltliche wie die religiöse Presse des britischen Weltreiches verurteilten seine Sätze. Da niemand gegen ihn einschreiten konnte – es gab ja keine kirchliche Autorität mehr – wurde der Fall Colenso vor die Lambeth Konferenz gebracht, an der alle anglikanischen Bischöfe des Reiches teilnahmen. Gegen die Ansicht in der Frage der Vielweiberei konnte die Konferenz nichts ausrichten; denn Colenso bewies ihre Erlaubtheit aus der Bibel. Wegen des tödlichen Schlages aber, den Colenso gegen die Bibel, die einzige Glaubensquelle des Protestantismus, geführt hatte, wurde er abgesetzt und exkommuniziert.

**Die Regierung aber stützte Dr Colenso,** und wegen der Exkommunikation schrieb er an den Bischof Grey in Kapstadt, der die Rolle eines Primas für die anglikanische Kirche in Afrika spielte: „Was die Exkommunikation angeht, so mögen sie wissen, daß wir beide vom Papst schon längst exkommuniziert sind." Die Konferenz ernannte einen neuen Bischof von Natal. Dr Colenso fand bei seiner Rückkehr von England einen neuen Bischof vor, aber der große Teil der Gläubigen hielt zu ihm. Als er am ersten Sonntag Gottesdienst halten wollte, war die Kirche geschlossen. Die Polizei machte sie wieder auf. Auch die Glockenstränge waren entfernt worden und die Orgel war verschlossen. Die Polizei brachte alles wieder in Ordnung, so daß Dr Colenso durch die Stimme der Glocken seine Schäflein zusammenrufen konnte. Die Regierung zahlte weiter an Dr Colenso das Gehalt. So standen Sonntag für Sonntag in Pietermaritzburg zwei Bischöfe auf der Kanzel, von denen jeder behauptete, der rechtmäßige Bischof zu sein. Dieses Trauerspiel dauerte bis 1883, als Dr Colenso starb.

Welche Folgen es aber hat, wenn man die gottgewollte Autorität, den Stellvertreter Christi, verwirft, zeigt uns folgende Statistik:
Es waren bei der Regierung eingetragen: 1925–106 verschiedene Sekten und getrennte Negerkirchen; 1932–132; 1938–532; 1940–604; 1949–993 verschiedene Sekten und Negerkirchen.

Nun brachte die protestantische Monatsschrift „The South African Outlook", herausgegeben von der Missionszentrale Lovedale (Kapprovinz), die Mitteilung: „Die Abteilung des Ministeriums in Sachen der Eingeborenen wandte sich an den Christlichen Rat des Landes (Christian Counsel) und an die Holländisch Reformierte Kirche mit der Frage, ob die Bedingungen für die staatliche Anerkennung der separatischen Kirchen geändert werden können." Der Ernst der Lage ergibt sich aus dem Begleitschreiben der Behörde, in dem es heißt:

„Gegenwärtig bestehen 73 gemischte, separatistische Negerkirchen und acht reine Negerkirchen, die von der Regierung anerkannt sind. Der Ministerialabteilung ist aber bekannt, daß 1258 weitere Negerkirchen nicht anerkannt sind. Von diesen haben manche eine große Zahl Anhänger; andere sind trotz ihres Alters unbedeutend, während wieder andere erst in jüngster Zeit entstanden sind, aber bereits beachtliche Gefolgschaft haben." (The South African Outlook, Januar 1951, Seite 13) Nehmen wir die registrierten und noch nicht anerkannten Sekten zusammen, so ergeben sich nicht weniger als 1339 „Kirchen", die alle behaupten, die wahre Kirche Christi zu sein. Wie könnte aber der „Christliche Rat" für Einheit sorgen, da er selbst wieder in 23 verschiedene Sekten geteilt ist und auch die Holländisch Reformierte Kirche in drei getrennte Lager gespalten ist. Man kann es daher leicht verstehen, wenn Häuptlinge Natals sich mit der Bitte an die Regierung wandten, sie möge für eine einheitliche Religion sorgen; **sie seien krank, ob all der Sekten.**

Wer aber soll dazu berufen sein, wenn man den Felsen Petri verlassen hat und den Papst ablehnt, dem allein Christus den Auftrag gab:
„Weide meine Schafe! Weide meine Lämmer!"

* * *

**Gott hat uns nicht zur Unlauterkeit, sondern zur Heiligkeit berufen!**
1. Thes. 4, 7.

# Der Mosgruber und die Buergermeisterwahl

Reich, sogar sehr reich war er, der dicke Mosgruber. Über hundert Morgen Feld nannte er sein eigen. Daneben hatte er noch einen großen Wald. In seinen Ställen standen gut 40 Stück Vieh, alle wohlgenährt wie ihr Besitzer. Daneben grunzten die Schweine. Auf der andern Seite des weit ausgelegten Hofes standen in dem dunklen Stall 6 starke Gäule. Auf dem Hof flattert es von Hühnern, Tauben, Enten und Gänsen.

Also, reich war der Mosgruber.

Doch er war nicht bloß reich, er hatte auch noch andere Tugenden. Vor allem suchte er seinen Reichtum auch allein für sich selbst behalten zu können. Die Leute nannten ihn zwar den Geizhals, trotzdem der Bauer sich jedesmal ärgerte, wenn er so etwas hörte. Er war in tiefster Seele überzeugt, daß er nur sparsam sei, und daß die Leute nur aus Neid derlei Dinge sagten.

Es war an der Zeit, daß wieder einmal ein Bürgermeister gewählt werden sollte. Der bisherige Inhaber dieses Amtes hatte seine Bürde niedergelegt. Der Mosgruber glaubte mit Bestimmtheit, daß er wohl die einzig richtige Persönlichkeit für dieses Amt sei. Er als der reichste Mann des ganzen Dorfes könne wohl am besten für dieses Amt passen. Dieser Meinung waren aber nicht die Nachbarn, und auch nicht die andern Bürger der Gemeinde. Wenn sich nun der Mosgruber irgendwo sehen ließ, so sprach man allenthalben über die künftige Bürgermeisterwahl und auch darüber, wer wohl als Sieger aus diesem Kampf heraus gehen werde. Man redete von diesem und von jenem und immer wieder hieß es, daß der Bergbauer wohl bei der Wahl am kommenden Sonntag unfehlbar die meisten Stimmen erhalten werde. Man pries dann die Vorzüge dieses Mannes. Er ist reich, er ist beliebt, er ist gescheit, und so ging es weiter. Dem Mosgruber, der alle diese Reden mitanhören mußte, schwoll jedesmal der Kamm. Hatten denn die Leute keine Augen in ihren Köpfen, daß sie ihn so ganz übersahen. So fing er jedesmal, wenn von der Bürgermeisterwahl und dem Bergbauer die Rede war, von seinen eigenen Vorzügen zu reden an. Er erzählte, wieviel Vieh er im Stalle hatte, wie weise er seine Felder bestelle, welche Vorteile er mit seinen Düngungsmethoden gehabt habe. Er erzählte Geschichten aus seiner Militärzeit, bei denen er die Hauptrolle gespielt hatte. Er sprach von seiner Tapferkeit und Unerschrockenheit, die er im Kriege bewiesen habe, trotzdem er nie an der Front gewesen war. Mit heimlichem Ergötzen hörten die jungen Burschen immer diese Lobeshymnen an und brachten dafür immer öfter das Gespräch auf die beiden kritischen Punkte.

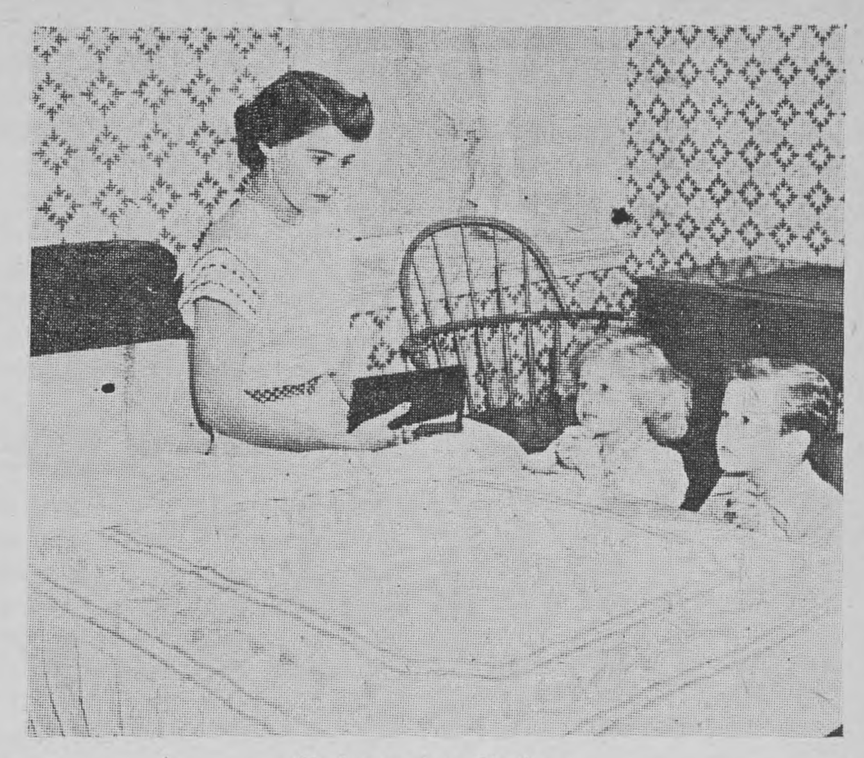
Langsam, unendlich langsam kam endlich der ersehnte Sonntag heran. In aller Frühe suchte der Mosgruber schon seine besten Sonntagskleider hervor. Ausnahmsweise ging er heute vor dem



**Nahrung dem Leib**

Gottesdienst in die Wirtschaft, in der alle prominenten Persönlichkeiten des Dorfes beisammen waren. Lauter Hallo empfing ihn bei seinem Eintritt. Aha, dachte der Mosgruber, die Stimmung ist für mich, die muß ich ausnützen. So wehe es auch seinem Herzen tat, er stiftete doch für alle eine Freirunde. Lauter Beifallsruf erhob sich. Ein junger, übermütiger Bursche sprang auf einen Tisch und rief ein Hoch aus auf den edlen Spender. Ja, ließ sich der Mosgruber vernehmen, da heute gerade die Bürgermeisterwahl ist, — so — deshalb — daher — stifte ich euch allen ein Faß Bier. Nach dem Gottesdienst könnt ihr es trinken. Zuerst waren alle ganz starr, nicht vor Schreck, sondern vor Staunen. Man konnte es kaum fassen, er, der reiche und geizige Mosgruber, der keinem etwas gönnte, der es nie begreifen konnte, daß man sein Geld in die Wirtschaft tragen konnte, daß man rauchen konnte, und sein Vermögen in die Luft blasen. Dieser Mosgruber kam heute ins Gasthaus, er zahlte zuerst allen eine Runde und stiftete jetzt noch ein Faß Freibier. Weshalb das? Langsam kam den guten Dörflern die Erleuchtung. Der Mosgruber wollte Bürgermeister werden. Dieser Wunsch war noch größer als sein sprichwörtlicher Geiz: Die älteren Bauern schmunzelten, während die jungen Burschen im Vorgeschmack des kostenlosen Bieres dem Mosgruber recht große Hoffnung auf den Bürgermeisterstuhl machten.

Dazwischen tönten die Kirchenglocken; und alles verließ die rauchige Stube. Beim Hinausgehen vergaß der Mosgruber aber nicht, dem Wirte heimlich zu sagen, daß er ja sein kleinstes Bierfaß für den Freitrunk anzapfe. Dann



**Nahrung der Seele**

stapfte er hinter den andern durch die dunkle Kirchentüre. Sonst kam der Mosgruber nie so früh zum Gottesdienst, sondern immer erst bei der Opferung und ging nach dem Segen schon wieder hinaus. Deshalb stand er immer ganz hinten, gleich neben der Türe. Heute aber ging er fast bis zur Mitte vor, bis er an eine Bank kam, die noch zur Hälfte frei war. Doch, o Schreck, in der Bank kniete schon sein Rivale, der Bergbauer, der gleich ihm Hoffnung auf die Bürgermeisterstelle hatte. Doch ein Zurück gab es nicht mehr. Also in Gottes Namen vorwärts. Im Gefühle seiner Persönlichkeit ließ sich der schwere Bauer auf die ächzende Bank nieder und zog, nicht sein Gebetbuch, sondern ein riesiges rotes Taschentuch aus der Tasche, um mit dem nötigen Geräusch die Aufmerksamkeit auf seine Anwesenheit zu ziehen. Danach vertiefte er sich in sein Gebetbuch. Wenigstens schien es so. In Wirklichkeit aber dachte er an das Fäßchen Bier. Er überlegte, wie er diese vollständig unnötige Ausgabe wieder einbringen könnte. Es reute ihn in tiefster Seele, daß er sich vom Augenblick hatte überrumpeln lassen. Er hatte doch gemerkt, mit welchem Hallo man ihn in der Wirtsstube empfangen hatte. Ganz sicher hatten alle in ihm nur den künftigen Bürgermeister, den sie heute Mittag wählen würden, gesehen. Da wäre es doch ganz unnötig gewesen, noch extra die Stimmung zu heben. Unter solchen Gedanken kam langsam die Opferung heran. Der Mesner schritt aus der Sakristei und ging mit dem Klingelbeutelchen von Bank zu Bank, um die Gaben der Gläubigen in Empfang zu nehmen. Jetzt mußte sich der Mosgruber wieder um etwas anderes kümmern. Sonst gab er jedesmal

nur zwei ganze Pfennige, aber heute mußte er doch etwas mehr geben. Freilich viel durfte das nicht sein. Er rechnete zusammen: die Freirunde, das Fäßchen Bier, da konnte er jetzt nur noch 10 Pfennig mehr ausgeben. Heimlich zog er also seinen prall gefüllten Geldbeutel. Lange mußte er suchen, bis er ein messingglänzendes Geldstück herausfinden konnte. Er legte es vor sich auf die Bank, daß sich die Morgensonne, die sich in den farbigen Kirchenfenstern brach, sich glänzend darin spiegelte. Alle sollten sehen, wieviel Geld er für kirchliche Zwecke übrig hatte. Er schob das Geldstück etwas zur Seite, so daß auch seine Hintermänner es sehen konnten. Diese sahen es auch und steckten die Köpfe zusammen.

Auch der Bergbauer sah es. Und er sah es mit einem Schmunzeln. Er wußte, daß sein Rivale es sich heute etwas kosten lassen würde, und beschloß bei sich, diese Stimmung zum allgemeinen Besten auszunützen. Also zog er auch seine Börse und legte ein funkelnagelneues Markstück heraus, dem Mosgruber vor die Augen. Diesem wurde es fast schwarz. Was fiel denn dem Bergbauern ein, war er noch bei Sinnen?

Doch wohl oder übel, auch er mußte eine ganze Mark opfern, wenn er sich nicht übertrumpfen lassen wollte. Zur Vorsorge legte er aber das kleine Geldstück wieder in sichere Verwahrung zurück.

Der Bergbauer langte aber wieder in seinen Beutel, und tat noch ein zweites Silberstück zu dem ersten. Jetzt zweifelte der Mosgruber aber doch an den gesunden Sinnen des Bergbauern. Er schielte etwas zur Seite. Da erblickte er hinter sich etliche Augenpaare, die sich erwartungsvoll auf ihn und den Bergbauern richteten. Zu allem Unglück war einer der nächsten Hintermänner der schwarze Sepp, die Dorfzeitung. Also, Herz brich oder nicht, ein zweites Markstück folgte auch bei ihm dem ersten.

Doch der Bergbauer schien noch nicht genug zu haben. Der Mosgruber erinerte sich, daß der Pfarrer gesagt hatte, daß die heutige Sammlung zum Besten des Dorfkirchleins sei. Wollte nun der Bergbauer mit seinem Geld gleich eine neue Kirche stiften, weil er so unvernünftig viel Geld zur Opferung vor sich aufhäufte. Denn dessen Häuflein wuchs langsam an. Und langsam ganz langsam wuchs auch das des Mosgrubers auf dieselbe Höhe. Alle Nachbarn reckten die Hälse. Was mochte da wohl vor sich gehen. Endlich kam das bimmelnde Glöckchen näher und hielt vor dem Mosgruber an. Mit abgewandtem Blick schob er sein Geld in das Beutelchen. Bei diesem Klang fuhren alle Köpfe zu dem Mosgruber hin.

Inzwischen wanderte das gabenheischende Ding weiter zum Bergbauern. Doch, was geschieht? Dieser giebt nur ein Markstück, und ganz seelenruhig schiebt er das andere Geld wieder in seine Tasche zurück.

Wie von einer Nadel gestochen fuhr der Mosbauer in die Höhe und starrte den Platz an, an dem das Geld gelegen hatte. Nur ganz langsam löste er sich aus seiner Erstarrung. — Es war gut, daß er sich in der Kirche befand, sonst hätte der Bergbauer jetzt ein Donnerwetter hören können. Doch im letzten Moment besann sich der zu Recht Erzürnte doch noch. Er packte mit beiden Händen sein Buch und verließ mit hochrotem Kopf unter dem Gekicher der Bauern die Kirche, und rannte den Berg hinauf zu seinem Hof.

*

Unterdessen war aber der Gottesdienst zu Ende. Traditionsgemäß versammelten sich alle Männer im Gasthof. Heute ging es dort ganz lustig zu. Der Bergbauer erzählte zum allgemeinen Ergötzen die Geschichte mit dem Opfergeld. Hierauf tischte der Wirt das gespendete Freibier auf und alle begossen tüchtig die Opferbereitschaft des Mosgruber. Zum Glück hatte der Wirt aber ein ziehmlich großes Faß angestochen. Ich weiß nicht, ob er kein kleineres hatte, so daß die ganze Gesellschaft ziemlich fidel war. Am Nachmittag fand dann die Bürgermeisterwahl statt, und, wie allgemein erwartet wurde, fiel die Wahl fast einstimmig auf den Bergbauern.

Für den Spott brauchte der Mosgruber nicht zu sorgen.



# Das kleine, buklige Maedchen

Es war einmal eine Frau, die hatte ein einziges Töchterchen, das sehr klein und blaß und wohl etwas anders als andere Kinder war. Denn wenn die Frau mit ihm ausging, blieben oft die Leute stehen, sahen dem Kinde nach und raunten sich etwas zu. Wenn das kleine Mädchen seine Mutter fragte, weshalb die Leute es so sonderbar ansähen, entgegnete die Mutter jedesmal: „Weil du ein so wunderhübsches, neues Kleidchen anhast.“ Darauf gab sich die Kleine zufrieden. Kamen sie jedoch nach Hause zurück, so nahm die Mutter ihr Töchterchen auf die Arme, küßte es immer und immer wieder und sagte: „Du lieber, süßer Herzensengel, was soll aus dir werden, wenn ich einmal tot bin? Kein Mensch weiß es, was du für ein Engel bist, nicht einmal dein Vater!“

Nach einiger Zeit wurde die Mutter plötzlich krank, und am neuten Tage starb sie. Da warf sich der Vater des kleinen Mädchen verzweifelt auf das Totenbett und wollte sich mit seiner Frau begraben lassen. Seine Freunde redeten ihm jedoch zu und trösteten ihn; da ließ er es und nach einem Jahr nahm er sich eine andere Frau, schöner, jünger und reicher als die erste, aber so gut war sie nicht. Und das kleine Mädchen hatte die ganze Zeit, seit seine Mutter gestorben war, jeden Tag von früh bis abends in der Stube auf dem Fensterbrett gesessen; denn es fand sich niemand, der mit ihm ausgehen wollte. Es war noch blässer geworden, und gewachsen war es in dem letzten Jahre überhaupt nicht.

Als nun die neue Mutter ins Haus kam, dachte es: „Jetzt wirst du wieder spazierengehen, vor die Stadt, im lustigen Sonnenschein auf den hübschen Wegen, an denen die schönen Sträuche und Blumen stehen und wo die vielen geputzten Menschen sind.“ Denn es wohnte in einem kleinen Gäßchen, in welches die Sonne nur selten hineinschien; und wenn man auf dem Fensterbrette saß, sah man nur ein Stückchen blauen Himmel, so groß wie ein Taschentuch. Die neue Mutter ging auch jeden Tag aus, vormittags und nachmittags. Dazu zog sie jedesmal ein wunderschönes buntes Kleid an, viel schöner, als die alte Mutter je eines besessen hatte. Doch das kleine Mädchen nahm sie nie mit sich.

Da faßte sich das letztere endlich ein Herz, und eines Tages bat es sie recht inständig, sie möchte es doch mitnehmen. Allein die neue Mutter schlug es ihr rund ab, indem sie sagte: „Du bist wohl nicht recht gescheit! Was sollen die Leute denken, wenn ich mich mit dir sehen lasse? Du bist ja ganz bucklig. Bucklige Kinder gehen nie spazieren; die bleiben immer zu Hause.“

Darauf wurde das kleine Mädchen ganz still, und sobald die neue Mutter das Haus verlassen, stellte es sich auf den Stuhl und besah sich im Spiegel; und wirklich es war bucklig, sehr bucklig! Da setzte es sich wieder auf sein Fensterbrett und sah hinab auf die Straße und dachte an seine gute alte Mutter, die es doch jeden Tag mitgenommen hätte. Dann dachte es wieder an seinen Buckel.

„Was nur da drin ist?“ sagte es zu sich selbst. „Es muß doch etwas in so einem Buckel drin sein.“

Und der Sommer verging, und als der Winter kam, war das kleine Mädchen noch blässer und so schwach geworden, daß es sich gar nicht mehr auf das Fensterbrett setzen konnte, sondern stets im Bett liegen mußte. Und als die Schneeglöckchen ihre ersten

---

**Nun ist es Herbst, die Blätter fallen.**
**Den Weld durchbraust des Scheidens Weh.**
**Den Lenz und seine Nachtigallen**
**Versäumt ich auf der wüsten See.**
**Und mir verging die Jugend traurig,**
**Des Frühlings Wonne blieb versäumt;**
**Der Herbst durchweht mich trennungsschaurig,**
**Mein Herz dem Tod entgegenträumt.**

Lenau

Spitzen aus der Erde hervorstreckten, kam eines Nachts die gute alte Mutter zu ihm und erzählte ihm, wie golden und herrlich es im Himmel aussähe.

Am andern Morgen war das kleine Mädchen tot.

„Weine nicht, Mann!" sagte die neue Mutter. „Es ist für das arme Kind so am besten!" Und der Mann erwiderte kein Wort, sondern nickte stumm mit dem Kopfe.

Als nun das kleine Mädchen begraben war, kam ein Engel mit großen, weißen Schwanenflügeln vom Himmel herabgeflogen, setzte sich neben das Grab und klopfte daran, als wenn es eine Türe wäre. Alsbald kam das kleine Mädchen aus dem Grabe hervor, und der Engel erzählte ihm, er sei gekommen, um es zu seiner Mutter in den Himmel zu holen. Da fragte das kleine Mädchen schüchtern, ob denn bucklige Kinder auch in den Himmel kämen? Es könne sich das gar nicht vorstellen, weil es doch im Himmel so schön und vornehm wäre.

Jedoch der Engel erwiderte: „Du gutes, liebes Kind, du bist ja gar nicht mehr bucklig!" Und er berührte ihm den Rücken mit seiner weißen Hand. Da viel der alte garstige Buckel ab wie eine große hohle Schale. Und was war darin?

Zwei herrliche weiße Engelflügel! Die spannte es aus, als wenn es schon immer fliegen gekonnt hätte, und flog mit dem Engel durch den blitzenden Sonnenschein in den blauen Himmel hinauf. Auf dem höchsten Platz im Himmel fast saß seine gute alte Mutter und streckte ihm die Arme entgegen. Der flog es gerade in den Schoß.

R. v. Volkmann-Leander

# Aus der Oblatenwelt

**Battleford** — In unseren Studienhäusern, dem kleinen Seminar zu North Battleford und dem großen Seminar zu Battleford, ist wieder Leben. Etwas über 130 Schüler füllen dieses Jahr unser Knabenkolleg. Es werden noch einige Studenten erwartet. Die Frucht des ersten Arbeitsjahres unseres neuen Kollegs ist sehr zufrieden stellend. Sechs Studenten begaben sich nach ihrer Abschlußprüfung (Second Arts) ins Noviziat. Nächstes Jahr werden sie hier bei uns im großen Seminar erwartet.

Das große Seminar zu Battleford hat dieses Jahr zehn neue Seminaristen. Zwei weitere sollen während des Monats November eintreffen. Acht unserer neuen Seminaristen kamen aus unserem kanadischen Oblatennoviziat. Einer dieser Jungstudenten wurde sofort nach Rom geschickt, wo er an der Gregorianischen Universität studieren wird. Von unseren acht Novizen kamen also nur sieben nach Battleford. Dazu kamen drei amerikanische Ex-Krieger, die ihr Noviziat in den Vereinigten Staaten gemacht hatten und nun hier bei uns studieren.

**Unsere Laienbrüder-Familie** — Vor ein paar Jahren noch schauten wir sorgend in die Zukunft. Unsere guten, treuen Laienbrüder wurden alt. Es sah fast so aus, als ob mit ihnen der treue Handwerksmann Gottes aussterben sollte. Heute sitzen neben unseren drei ältesten Oblatenbrüdern 18 junge Brüder, Brüdernovizen und Brüderaspiranten. Wir könnten noch zweimal, ja noch dreimal achtzehn Brüder gebrauchen. Arbeit ist genug für sie vorhanden. Arbeit in der Schreinerei, in der Druckerei, in der Schusterwerkstadt und auf unserer großen Farm. Wer Oblatenpriester werden will, muß studieren. Wer Oblatenbruder werden möchte, braucht kein Grade 9. Nur guten Willen, dem Herrn durch Gebet und Handarbeit im Oblatenorden zu dienen, ist nötig. Der hochw. Pater Superior von Battleford (St. Charles Scholasticate, Battleford, Sask., Box 99) erteilt sehr gerne jede Auskunft.

**Das internationale Battleford** — Dreizehn verschiedene Nationen sind in der Klosterfamilie des Priesterseminars der Oblaten zu Battleford vertreten. Wir haben hier Deutsche, Irländer, Franzosen, Engländer, Belgier, Amerikaner, Polen, Tschechen, Ukrainer, Jugoslaven, Schotten und einen Indianer. Mit ganz kleiner Ausnahme sind alle Klostermitglieder Kanadier.

**Oshiku (Ovamboland), Neues Krankenhaus** — Bereits im Dezember vorigen Jahres berichteten wir über die Ankunft zweier Missionsärztinnen im Ovamboland. Vorläufig behandelten sie ihre Patienten in dem primitiven alten Lazarett. Dann wurde durch unsere Missionsbrüder ein neues Hospital errichtet, das sich schon sehen lassen kann. Alles wurde von unseren Brüdern, deren wir leider viel zu wenig haben, aus Landeserzeugnissen hergestellt: Holz für die Dächer,

Backsteine, Möbel usw. Was das heißt, begreift ein Außenstehender nicht. Ja, hätten wir diese „Handwerker Gottes“ nicht, dann wäre es in den Missionen schlecht bestellt um den Fortschritt des Reiches Gottes. Endlich waren die notwendigsten Arbeiten fertig, so daß P. Karl Kreß O.M.J. bereits am 24. April schreiben konnte:

„Heute ist das neue Hospital eröffnet worden. Der Operationstisch steht in einem hellen Raum, der nach drei Seiten fast nur weite Fenster hat. Eine große Lampe über dem Tisch, die aber noch nicht brennt, da der Motor noch nicht in Ordnung ist. Nebenan Zimmer mit Röntgenapparat. Auch er wartet noch. Von diesem geht's in die Dunkelkammer, die ich dann später auch benutzen kann. Der Röntgenapparat wird direkt vom großen Motor betrieben, die Lichtanlage von einem kleinen Motor. Von der Eingangstür des Lazarettes kommt man zuerst in den Behandlungsraum, wo Medizinen stehen usw. Die Patienten warten gerne im Freien, bis sie an die Reihe kommen. Im Gebäude des Hospitals sind noch drei Zimmer mit Betten für die Schwerkranken und Operierten; die andern wohnen in einzelnen runden Häuschen mit Grasdach. Als wir den Hospitalbau begannen, sagten wir den Ovambos, daß wir dann auch einen neuen Friedhof suchen müßten, aber nicht wieder auf steinhartem Boden, sondern im Sand, damit das Graben schneller ginge. Da staunten sie, meinten sie doch, wenn die beiden Missionsärztinnen mal hier wären, würden alle Kranken gleich gesund und es gäbe keine Toten mehr. Nun wurden sie eines andern belehrt. — Die Kranken werden jetzt von allen Seiten hergebracht, aber leider oft im letzten Augenblick, wenn die Ovambodoktoren (Zauberer) mit ihrer Kunst zu Ende sind. Vorgestern z.B. wurde ein Mann gebracht, nur Haut und Knochen, von dem ich schon vor neun Wochen hörte, daß er am Sterben sei. Er wurde noch schnell operiert, aber zu spät. Heute mittag um 1.00 Uhr starb er, um 1.30 Uhr lag er schon unter afrikanischem Sande. Durch das Lazarett bekommt man manche noch in letzter Stunde zur Taufe, die ohne Lazarett in den Kralen ohne Taufe gestorben wären. Eine weiße Schwester und zwei schwarze helfen mit im Lazarett, dazu noch ein Mädchen. Wenn die andern Krankenhütten fertig sind — wir müssen zum Bauen erst das Ende der Regenzeit abwarten —, werden noch einige angestellt werden.“



**Der Winter hält wieder Einzug**

# Erinnerungen aus dem Hl. Jahr

von Hieronymus Peregrinus

Fortsetzung

**Im Schatten der Bürokratie.**

Sie scheint ein notwendiges übel zu sein in Stadt und Land und auf der ganzen Erde. In den letzten Jahrzehnten ist sie mächtig angewachsen. Der Krieg mit seinen Priori- und Posterioritäten hat es mit sich gebracht. Auch der Wohlfahrtsstaat mit seinen vielen indirekten Steuern hat dazu beigetragen; Altersrente, Kinderhilfe usw.. All diese Einrichtungen verlangen viele Aufseher, Geldeinsammler, Sekretäre und Gehilfen zum Bedienen der Schreibmaschinen und der Rechnungsbücher. Wie oft hat schon die Presse im Namen der Steuerzahler nach Abbau dieses kostbaren Apparates geschrien, immer mit demselben negativen Erfolg; es blieb alles wie es gewesen. Schließlich ist's ja auch ziemlich einerlei. Ob all diese Angestellten arbeitslos auf der Straße liegen und von öffentlichen Geldern leben oder ob sie sich ihr Brot durch Bleistiftquälerei verdienen.

Noch in andrer Hinsicht hat die Bürokratie nicht den besten Ruf. Es gibt kaum eine Einrichtung auf Erden, die so neutral dem einzelnen Mitmenschen gegenüber tritt; die so empörend das erste und größte Gebot der Nächstenliebe ignoriert; die so wenig um ein schönes Verhältnis von Mensch zu Mensch sich bemüht. Den Beamten bist du all zu oft nur eine verächtliche Null. Dein persönliches Wohlbefinden kümmert sie nicht. Nichts kommt der Sklavenhändlerei so nahe wie ihr kaltes Benehmen. Der Rang wird ihnen darin abgelaufen höchstens noch zur Kriegszeit durch's Militär, das den Bürger all seiner Rechte beraubt, die Soldaten im Viehwagen verfrachtet und die Kinder Gottes und Glieder an Christi Mystischen Leib als Kanonenfutter vor die Schlünde der feindlichen Artillerie verpflanzt.

Eins ist jedenfalls für den friedliebenden Bürger das Beste, sich von den Vertretern der Bürokratie möglichst in respektvoller Entfernung zu halten. Das läßt sich ja nun einigermaßen machen,, so lang man daheim bleibt in Haus und Hof und die Sommerferien im eigenen Land verbringt. So bald es aber über die Grenze geht oder gar in einen andern Erdteil, läßt sich die Qual des Zusammenstoßens mit ihr mit dem besten Willen nicht umgehen. Denn da braucht man Bankermächtigungen zur Mitnahme von Dollars; Ausweispapiere von Regierung und Polizei; man muß Fahrscheine haben für Schiff und Eisenbahn. Da heißt es schriftlich oder mündlich die Beziehungen aufnehmen. Da kommt man überall mit den berühmten oder berüchtigten Gliedern der Bürokratie in Berührung. Und nicht weniger mit ihrer befremdenden „Ruhe". Oder sollte man es nicht eher atemberaubende Gleichgültigkeit und Unverfrorenheit nennen?

Ein Reisender hat es meistens eilig und ist nicht auf stundenlanges Warten eingestellt. Aber was macht das jenen Herren aus! Die haben Zeit und sie zeigen in Wort und Miene, daß sie sich diese Zeit zu nehmen entschlossen sind. Da rutscht denn der Antragsteller auf Stühlen und Bänken wie auf glühenden Kohlen herum. Das gilt schon in Friedenszeiten; wie viel mehr aber in Kriegs- oder Nachkriegsperioden, wo alles doppelt verrenkt zu sein scheint! Zum Lobe Ottawa's sei's gesagt: die Paßabteilung der kanadischen Regierung ist immer sehr entgegenkommend, und wenn man die nötigen Fragebogen sorgfältig ausfüllt und die Sonderausgaben für Luftpost zu tragen gewillt ist, hat man den Auslandspaß gar bald in der Tasche.

Schlechter schon sah es im Jubiläumsjahr aus mit dem Visum für den Besuch gewisser Länder. Der italienische Consul in Montreal zeigte sich noch am weitherzigsten von allen. Er gewährte ohne weiteres einen halbjährlichen Aufenthalt in seinem schönen Inselland. Der Franzos in Toronto machte nicht denselben günstigen Eindruck. Die Schiffskompanie hatte für mich, allen Anweisungen entgegen, die bloße Durchreise auf dem Zug für mich ergattert. Ich aber wollte doch Frankreich mit seinen

berühmten Schreinen nicht flüchtig vom fahrenden Zuge aus betrachten; es drängte mich, umherzuwandern und alles einer gründlichen Besichtigung zu unterziehen. Als ich deswegen in Toronto vorstellig wurde, erhielt ich als erste Antwort den Bescheid: Ich will sehen was ich für sie tun kann. Als wäre man in jenem Land wenig oder garnicht interessiert, daß du seine Bahnen, Hotels und Restaurants benützest und ihnen amerikanische Dollars zur Belebung ihrer Wirtschaft drüben ließest. Schließlich gewährte man mir eine Woche zum Verweilen und tat dabei noch, als wäre das eine höchst unverdiente Gunst. Die ganze Haltung erweckte den Eindruck, als wäre man ein Schmarotzer, der der Bevölkerung die lohnende Arbeit stehlen will und dem Land das karg bemessene Brot. Und dabei hatte das Consulat ganze Stöße reizender Reiseliteratur da liegen zum Anlocken von Touristen. Hatte überdies, wie ich nach meiner Heimkehr herausfand, ein ganzes Paket davon an mich gesandt, sobald es von der Schifffahrtslinie meinen Namen ermittelt hatte. Woher dieser klaffende Spalt zwischen Wort und Tat? Daß man dich mit der Rechten anlacht und umarmt und mit der linken Hand dich zurückstößt. Es ist eins der Geheimnisse der Bürokratie. Ich kann es mir nicht erklären.

Am schlimmsten von allen benahmen sich die Amerikaner. Sie führen im besiegten Deutschland das Regiment. Sie allein von allen ehemaligen Waffenbrüdern erteilen die militärische Eintrittsbewilligung ins Vaterland. Und sie erlaubten dir grundsätzlich nur 60 Tage zum Herumreisen in der westdeutschen Bundesrepublick und dafür hieß es einreichen und warten und zahlen. War man einmal glücklich drüben, mußte man sofort um Verlängerung einkommen, und wieder hieß es zahlen. Suchten sie damit die lend und lease- (Leih und Pacht-) Gelder, die sie so verschwenderisch im letzten Krieg verausgabt hatten, wieder einzusammeln? Jedes dieser Gesuche aber kostete nicht nur Geld; es wurde jedesmal zu einer wahren Geduldsprobe. Ja, sie nahmen sich Zeit; es nahm Wochen und Wochen um die gewünschte Zustimmung zu erhalten. Dabei drohten die amtlichen Weisungen im Fall der Nichtbeachtung jener Aufenthaltsvorschriften mit Geld und Gefängnisstrafen.

Die Spannug zwischen friedliebendem Bürgertum und herzloser Bürokratie erreichte ihren Höhepunkt, wenn man durch die Staaten nach Kanada zurückreisen wollte. Dazu bedurfte man ein besonderes Visum. Man erschien dafür persönlich auf dem Generalkonsulat in Frankfurt a. M.. über dessen Dächern flatterte „Old Glory“, die Freiheitsfahne der Neuen Welt, die jedwedem höchste Beachtung seiner Würde und Menschenrechte verspricht. Aber die rauhe Wirklichkeit?

Alle Papiere, die man mitbrachte und vorlegte, waren in bester Ordnung. Doch das genügte beileibe nicht, um die Durchreiseerlaubnis zu erlangen. Diese wurde davon abhängig gemacht, daß einem in der Vergangenheit nie der Eintritt in die Vereinigten Staaten verweigert worden war. Ich arguirte, ich hätte nie im Dienste Moskau's gestanden und mich nie als Agent der Weltrevolution betätigt. Ich wies hin auf meinen kanadischen Paß und meine Polizei-Ausweise, die jeglichen Verdacht in dieser Hinsicht zerstreute. Das genüge nicht, sagte man mir. Meine Behauptung müsse vom U.S.A. Consul in Regina Sask. telegraphisch bestätigt werden. Ich appellierte an die Vernuft: wir hätten nie mit dem Consulat zu tun gehabt. Hätten stets mit Taufschein oder Bügerpapieren die Grenze überschreiten können. Daß deshalb Regina garnicht in der Lage sei, die nötige Bestätigung zu erteilen. . . Es half alles nichts. Ich mußte mußte wieder Geld und Zeit opfern für das Telegramm nach Regina Saskatchewan.

Tage vergingen; die Antwort traf nicht ein. (Sie ist heute noch unterwegs!) Doch das änderte nichts an den Durchreisebedingungen; man gab

# Wohin

**Wohin, du wehender Wind wohin?**
**Weit hinaus ins Land;**
**Will ruhen, weil ich müde bin,**
**An einer Felsenwand.**

**Wohin, du fliegender Vogel wohin?**
**Tief in des Waldes Reich;**
**Will suchen, weil ich müde bin,**
**Zur Rast einen sicheren Zweig.**

**Wohin, du meine Seele, wohin?**
**Hoch über die Wolken hinauf;**
**Dort nimmt mich, weil ich müde bin,**
**Die ewige Liebe auf!**

• • •

# Am toten Punkt

Ich lieg und lausch in mich hinein. —
Hör' keine Regung, noch so fein. —
Sollt ich wohl schon gestorben sein?

Es hebt sich tastend meine Hand.
Ich fühle Bett, ich fühle Wand.
Ich fühle meiner Lippen Brand.

Von Ferne webt ein falbes Licht.
Des Morgens Schimmer ist es nicht.
Ein dräuend Mahnen zu mir spricht:

Du bist nicht rot, du bist nicht blaß.
Du fühlst nicht Liebe, fühlst nicht Haß.
Du willst nicht dies, du willst nicht das. —

Ich lebe nicht — und bin nicht tot. —
O Herr, durch Deine Wunden rot,
Erlöse mich aus dieser Not!

Ancilla Funke.

---

mir das Visum nicht, und ich saß wieder mal auf heißen Kohlen. Denn die Zeit drängte; ich mußte auf's Schiff. Fahrkarte und alles war längst in meinem Besitz.

Die lächerliche Peinlichkeit der ganzen Lage rief mir die launenhafte Verordnung ins Gedächtnis, die Roosevelt bei Beginn des zweiten Krieges gegen alle Deutschgeborenen erließ. Ganz plötzlich sperrte er ihnen den Einlaß in die Staaten. Einerlei ob man 20 oder 50 Jahre in Kanada lebte — man war bei Delaney in Ungnade gefallen und bedingungslos von jedem Besuch des Nachbarlandes abgesperrt. „Auf deutschem Boden geboren", das war das rote Tuch, das den Machthaber mit Zorn erfüllte und zu irgendeiner tollen Maßnahme bestimmte. Ich hatte zu jener Zeit einmal jemand bei mir; er war in Deutschland aufgewachsen und fühlte sich so deutsch wie ich. Hatte aber jenseits der Grenze, in Holland, das Licht der Welt erblickt, weil diejenige, die ihn gebar, zufällig dort auf Besuch verweilte. Er durfte die Grenze passieren, ich wurde wie ein Verbrecher zurückgehalten. Welch ärgerliche Geschichte! Und nun saß ich wiederum in einer ähnlichen Klemme. Was sollte ich tun?

Nicht weit vom U.S.A. Consulat wohnte der diplomatische Vertreter Kanada's. In meiner Not wandte ich mich an ihn. Er stammte von Quebec und war ein äußerst freundlicher Charakter, ein wahrer Edelmensch. Er setzte für mich alle Hebel in Bewegung und erlangte mit knapper Not für mich die unverdiente Ehre und Begünstigung Amerika's geheiligten Boden zu betreten und von New York aus den Zug nach Montreal zu nehmen. Ich atmete auf. Wußte halt nicht, daß uns noch viel Schlimmeres bevorstand. Was uns nämlich bei der Ausschiffung in Amerika passieren sollte, das übersteigt alle menschlichen Begriffe. Ich meine die Abfertigung dur die Paß- und Zollbehörden in New York. Die erstere vollzog sich auf dem Schiff, die letztere im Landungsgebäude. Beide wurden zu einer verzweifelt langen Wartezeit aus Mangel an dem notwendigen Personal. Es war ja Samstag-Nachmittag. Wochenende! Die meisten Angestellten waren fort und erfreuten sich süßer Erholung, während sich die Passagiere der Proletenklasse unseres italienischen Dampfers buchstäblich die Beine in den Bauch stehen mußten. Da standen sie bei Ausladung und Untersuchung des Gepäcks, zwei und zwei wie Sträflinge in einer endlosen Reihe; in drückender Hochsommerschwüle und ohne jegliche Sitzgelegenheit. Schoben Stunde um Stunde ihr Körpergewicht von einem Fuß auf den andern. Tagelang vorher hatten sie all ihre Habe auf weitschweifigen Fragebogen aufgezeichnet und sich der stillen Hoffnung hingegeben, daß sich die Loslösung von Schiff und Hafen schnell und schmerzlos vollziehen würde. Wie hatten sie sich verrechnet! Es ging mit schneckenmäßiger Langsamkeit. Ein einziger Beamter war anwesend zum Durchsehen dieser Fragebogen und zu ihrer Aushändigung an

3 Inspektors, die dann standesgemäß das gesamte Gepäck mit großer Genauigkeit durchmusterten. Welche Qual! Die letzten Opfer dieser Schlamperei müssen das Te Deum gesungen haben, als sie nach all dem peinlichen Warten und Stöhnen endlich die Sperre durchqueren und sich in die freie Welt hinausstürzen konnten! So etwas hätte man sich nicht träumen lassen. Es war wie ein Alpdruck, wie ein böser Traum!

Aber so ist die Bürokratie! Ein seelen- und herzloser Apparat. Sie hatten es niemals eilig. Äugten dich an, kalt und frostig wie eine Buddha-Statue. Nicht um dein Wohl ist sie besorgt, sondern um ihre eigene Bequemlichkeit und den Buchstaben tötender Gesetze. Daher kommt der Mißbrauch der Gewalt mit seinen zahllosen Auswüchsen:

daß sie geizen mit Bewilligungen und Zugeständnissen;
daß sie dich warten lassen und warten lassen;
daß sie mit der linken Hand wegnehmen, was sie mit der rechten anzubieten scheinen;
daß ihnen die Menschlichkeit weniger gilt als sinnlose Paragraphen.

Die Bürokratie ist die verkörperte Unbesorgtheit, die fleischgewordene Selbstsucht. Natürlich gibt es Ausnahmen unter ihren Vertretern; aber die sind zu selten, als daß sie die Tragik der allgemeinen Regel ausmerzen könnten. Habe ich nicht recht, wenn ich dir rate, dich möglichst einige Kilometer von ihr fernzuhalten?

Es sind nicht die Agenten der Privatgesellschaften, die ich im Auge hab. Die stehen in scharfem Wettbewerb mit andern und kämpfen um ihr Dasein. Um so mehr meine ich die Staatsbeamten im Zoll- Paß, Währungsschutz- und Auslandsdienst. Sie sitzen meist fest im Sattel, haben ihr gesichertes Auskommen und brauchen nicht um die Gunst des Publikums zu buhlen. Bei ihnen vermißt man nicht selten alle Höflichkeit. Was der einzelne von ihnen und ihrer Arbeit denkt, ist ihnen völlig einerlei; sie verlieren gewöhnlich nichts dabei. Und diese Schnuppigkeit rufen sie dir gewollt oder ungewollt ständig ins Gedächtnis. Sie sind die Herren; du bist der Knecht. Sie haben alle Rechte; du hast keine. Bist ihrem Dünkel und Gutbefinden auf Gnade und Ungnade anheimgegeben. Es ist oft mehr als der ehrliche Bürger vertragen kann.

Was man deshalb am Ende einer langen Reise wünscht, ist eine radikale Vereinfachung in dem ganzen Betrieb. Weltweite Einheit und Einfachheit



**Ich bin klein, mein Herz ist rein**

in den Reisepapieren, in der Währung, in der ganzen Verwaltung. Ja, gäbe es doch nur einen Weltdollar, ein Weltbürgerrecht, einen Weltpaß, eine Weltregierung! Viele Enttäuschungen würden damit wegfallen. Ob es je so weit kommen wird? In Genf hat man diesen Sommer versucht, einen Anfang zu machen. Man hat vorgeschlagen, internationale Autoplatten und Führerscheine zu schaffen. Es gibt schon lange Fahrkartenschalter in den Hauptstädten, wo man im voraus Billette lösen kann für die ganze Welt. Warum dieses System nicht erweitern und ausdehnen auf alles andere? Am Jahresende kann man alles brüderlich verrechnen, so wie es seit Jahrzehnten mit den Freimarken geschieht. Nicht nur würde einem damit viel Mühe und Ärger erspart, und Schuhsohlen und Auslagen und kostbare Zeit. Auch dem Frieden und der internationalen Verständigung wäre damit gedient.

In dieser Beziehung ist bisher bei weitem nicht genug getan worden. Man wechselt zwischen den Hochschulen der einzelnen Länder (neuerdings auch wieder zwischen Deutschland und Frankreich) Stu-

# Der froehliche Diakon

Im August begeht die Kirche das Fest des hl. Laurentius. Dieser Heilige hat bei mir einen Stein im Brett. Zum Laurentiustag bin ich seinerzeit in das Priesterseminar eingetreten, und es war sicher ganz in Ordnung, wenn unser Regens diesen Heiligen uns als Vorbild bei der Vorbereitung auf das Priestertum besonders empfahl. Damals ist mir so recht aufgegangen, welch herrliche Martyrergestalt dieser Diakon der Urkirche war. Er war vor allem von Herzen gut. Dem Diakon war damals wie einst zu der Apostel Zeiten hauptsächlich die Sorge für die Armen und Kranken übertragen. Laurentius hat diese Aufgabe sehr ernst genommen. Er hat nach einem vortrefflichen, echt christlichen Grundsatz gehandelt, nämlich: daß eine lebendige Menschenseele millionenmal mehr Wert ist als alle Schätze von Gold und Edelgestein. Und Laurentius war von feurigem Mut. Als der Richter ihn aufforderte, er solle den Verräter an den Mitchristen machen, da hat er verächtlich abgelehnt. Und noch etwas: Laurentius besaß eine prachtvolle Schalkhaftigkeit, so etwa wie der spätere Heilige von England, Thomas Morus. Als der Richter von ihm die Auslieferung der Gold- und Silberschätze verlangte, die die Christen nach dem Gemunkel böswilliger Zungen besitzen sollten, da hat er schnell die Armen und Kranken und Bresthaften zusammenkommen lassen, die die Kirche regelmäßig unterstützte. Die zeigte er mit lächelnder Miene und sagte: „Siehe, das sind meine Schätze, die wir besitzen." Für solche Kostbarkeiten dankte allerdings der heidnische Richter. Denn den Heiden war nichts so widerwärtig wie der Anblick von Not und Elend und Armut.

Diesen Humor hat Laurentius bis zum letzten Atemzug bewahrt. Als er auf dem glühenden Rost lag und lebendig gebraten wurde, sagte er: „Dreht mich nun um, damit auch die andere Seite gebraten wird." Wir wissen nicht,

---

denten und Lehrer aus. Ehemalige Kriegsteilnehmer, die auf einander schossen, treffen sich in Lourdes und Fatima, um wahre Friedensgesinnungen in ihrer Brust zu nähren. Italien gibt seit einiger Zeit deutsche Rundfunkdarbietungen an seine Bürger weiter. Die Holländer strömten im Sommer 1950 in Massen über die Grenze zu Musik und Theaterbesuch in Aachen, der Stadt Karl's des Großen, so daß besondere Aufführungen eingelegt werden mußten. Man hat große Treffen veranstaltet zur Pflege des Esperanto als Weltsprache.

Die Schiffe flaggen und tuten ohrenbetäubende Begrüßungssignale bei ihrer Einfahrt in die verschiedenen Häfen. Mitglieder der amerikanischen Arbeiterverbände werden zu brieflichem Gedankenaustausch mit Arbeitern ferner Länder ermutigt. All das ist gute Psychologie (Seelenkunde). Aber was nützt es, wenn bei all dem die Politik versagt. Wenn in den Hauptstädten der Welt, während das einfache Volk Friedensnetze webt, die hinterlistige Diplomatie ihre finsteren Pläne schmiedet. Wenn ein einziger Friedensstörer wie Stalin in einem Augenblick alle Verständigungsversuche der Umwelt zunichte machen kann.

Gott sei Dank, scheint man sich nun nach dem Leidensweg der Völker in den letzten Jahrzehnten auch hier zu besinnen. Das französische Außenministerium schafft an der wirtschaftlichen Einigung Westeuropas. Von Amerika fließen industrielle Zuschüsse nach allen Richtungen des Erdballs. Zum erstenmal in der Geschichte schließt man mit wahren Weitblick einen Freundschaftsfrieden mit Japan auf der Grundlage internationaler Notwendigkeiten. Natürlich fehlt es auch nicht an Übergriffen und Unvernünftigkeiten, die wie eine Art Nadelstichpolitik alle gutgemeinten Bemühungen mit Vernichtung bedrohen. Trotz allem wird es einmal, so hoffen wir, zu einem wahren Weltstaat und einem Weltbürgertum kommen, in dem alle sich verstehen und alle sich umarmen. Das Nordatlantische Schutz- und Trutzbündnis scheint damit allen Ernstes den Anfang machen zu wollen.

Ein solches Zusammengehen wird einem großen Teil der Bürokratie das Wasser abgraben. Man wird mit wahrer Freude sich bewegen können. Viel weniger schwarze Flecken werden in dem heiteren Bild einer Weltrundreise zu beklagen sein.

Schluß folgt

sollen wir lachen bei solch köstlicher Laune eines Todgeweihten oder sollen wir weinen vor Mitleid und Entsetzen, wenn wir so etwas lesen. Aber ich glaube, Laurentius würde es uns sehr übel nehmen, wenn wir so wenig von seinem echt christlichen Geiste hätten, daß wir weinten, wenn er fröhlich ist. Dieser echt christliche Geist, was ist das? Das ist ein Heldenmut, den nicht einmal der Tod brechen kann. Das ist eine Heiterkeit der Lebensauffassung, die auf dem festen Glauben beruht, daß Gott unser Leben in seiner Hand hat und daß kein Haar von unserem Haupte fällt, wenn nicht ein guter Vater im Himmel es zuläßt. Und wenn er es zuläßt, dann ist es gut für uns.

Glaubt Ihr nicht, daß so ein prachtvoller Mensch ein vortreffliches Vorbild ist für einen angehenden Priester? Ich kann es auch gar wohl verstehen, daß das Mittelalter den Diakon Laurentius unter seine Lieblinge zählte, wie Johannes den Täufer, wie den Erzmartyrer Stephanus, wie den Martyrerknaben Vitus. Die Künstler haben ihn deshalb mit Vorliebe dargestellt.

Um die Zeit, da das Laurentiusfest gefeiert wird, gibt es nach alter Erfahrung besonders viele Sternschnuppen, die wie leuchtende Funken durch den Weltenraum fliegen. Man heißt sie Laurentiustränen. Ich glaube aber, man sollte sie eher Laurentiusperlen heißen. Denn Laurentius weint nicht, er lächelt uns vom Himmel aus fröhlich zu.

* * *

**„Am Tage, da dein Leben du vollendest, und in der Todesstunde erst verteil dein Erbe."**

* * *

# Der Hirt

Erzählung von Karl Schönherr

Auf einer Blöße der Hochgelegenen Ochsenalm, unweit der Sennhütte, machte ich Rast; wollte dann noch vor Einbruch der Dunkelheit den unteren Grat erreichen, um dort in der Unterkunftshütte zu nächtigen. Im Schein der sinkenden Sonne steht der alte, weißhaarige Hirt und lockt das Vieh.

„Kusee . . . kusee. . . kusee . . ."

Nach jedem Lockruf hält er mühsam schnaufend inne und stützt sich mit beiden Händen ganz baufällig auf seinen kirschbaumenen Stock mit dem langen Stachelspitz. Das „Vieh" kennt den Ruf von weitem und kommt mit aufgezogenen Schweifen und schnaubenden Nüstern von allen Seiten herangestürzt. Der Hirt greift in die schmutzige lederne Salztasche, die er an einem verschlossenen grünen Bande um die Brust hängen hat, und holt eine Handvoll nach der anderen heraus. „Kusee . . . kusee . . ."

Wie gierig sie das Salz aus seiner Hand lecken; wie sie den Hirten umdrängen.

„Stoßt's nit . . . drängt's nit! Teufelme! Alle kriegt's euer Salz! Nur nit drängen! Stuck für Stuck! Du schecketer Pinzgauer . . . Hörst nit, was i sag! Teufelme!"

So hält er sich, müde scheltend, die drängenden Tiere vom Leibe.

Er mustert jedes Stück; tastet da und dort eines ab, ein anderes zwischen den Hörnern und überzeugt sich von dem Wohlbefinden der ihm anvertrauten Herde.

„Aha! das Weißfleckl wird jetzt anfangen leibig", murmelt er, und tätschelt befriedigt. Dann schilt er wieder ein junges Öchslein aus, an dessen einem Horn sein geübter Blick einen Defekt wahrgenommen.

Was treibst denn du mit deine Horn . . . verdammter Racker . . . du!"

„Kusee . . . kusee . . ." lockt er weiter, und dabei blickt sein rotgerändertes Auge kummervoll gegen die fernen Almhügel.

„Sein sie noch nit alle beinander?" fragte ich.

„Alle sein sie da; nur das „Schwarzl" will nit kommen; das schönste Stierkalbl! Seit zwei Tagen hab i's nit g'sehen!" Und lockt wieder bekümmert:

„Schwarzl . . . kusee . . . kusee . . . hörst du mich denn nit, Ludervieh!"

Ratlos schaut er von einem Bühel zum anderen.

„Dort oben auf den Moosbeerböden steht's, tu i mir denken; oder auf dem Bernlehnkogel!"

„Tät ich halt hinaufsteigen; auf die Moosbeerböden!"

„Ist bald g'stiegen", seufzt er bekümmert. „Hat mir meiner Lebtag nix g'fehle; aber seit vorgestern hat's mich!"

„Wo fehlt's denn, Hirt?"

„Bei jeden Schritt aufwärts pumpert mir die Herzgrub'n, und bleibt mir der At'm aus!"

„Na ja! Der jüngste bist auch nimmer!"

„Fünfundsiebzig g'wes'n!"

„Hab da vorhin vor der Hütt'n ein Bübl g'sehen! Soll der gehn? Der hat junge Füß'!"

„Der alte verzog schmerzlich das Gesicht:

„Der? Der findet kein vergangenes Vieh! Denkt nur ans Ess'n!"

Der Hirt ist mit dem Salz zu Ende. Der „Bleß" und der „Scheck" mögen wohl an seiner Ledertasche herumschnuppern ... für sie ist kein Körnlein mehr drin.

„Salz auch keins mehr ... o ver ....." jammert er und vertröstet den „Scheck" und den „Beß": „Morgen kriegt ihr schon Salz ... geht's nur ... i vergiß euch nit!"

Und tappt schwer, steifbeinig der Hütte zu. „Seppele ... ho", ruft er vor der Haustür, und läßt sich zum Umfallen müde auf der Hüttenbank nieder.

„Hörst nit? Lausbub!"

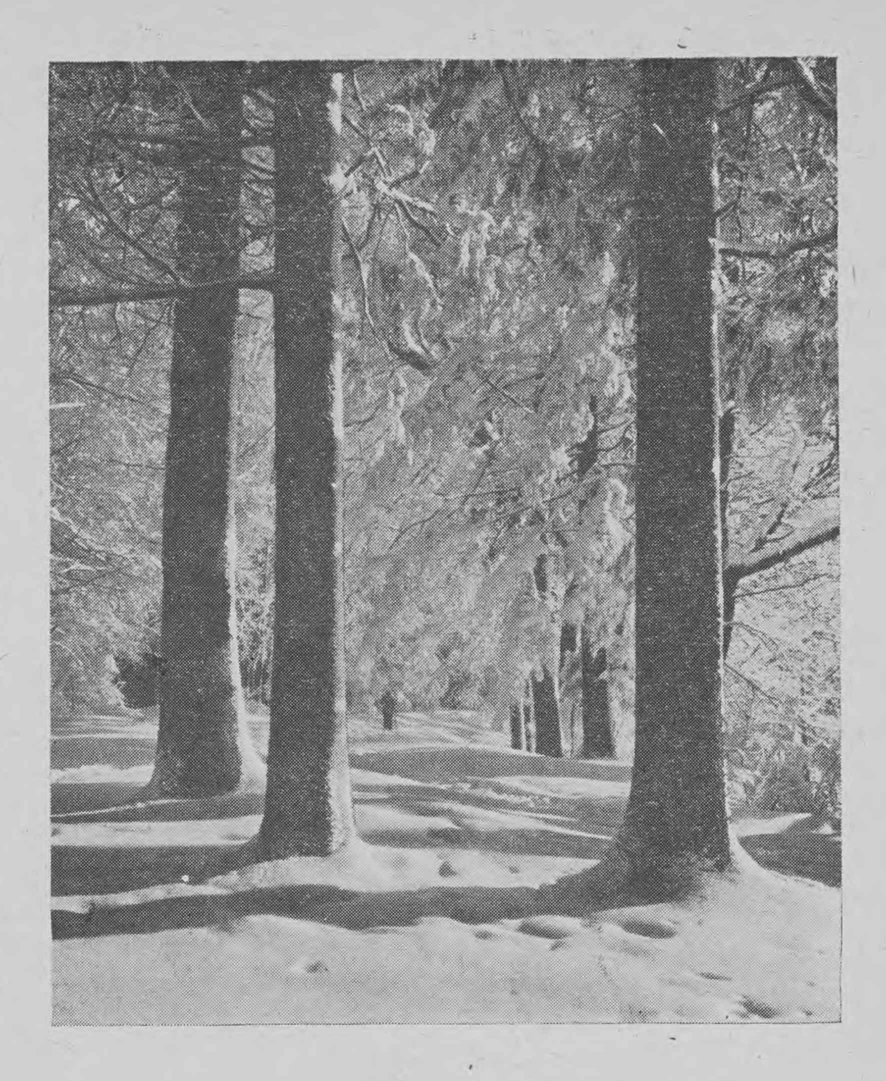
„Ho!" ertönt nun vom Heugaden herab eine helle Knabenstimme; und gleich darauf, als hätte man ihn jetzt erst bei seinem richtigen Namen genannt, erschien der Hirtenknabe, ein rotwangiges Bübl von elf, zwölf Jahren.

„Seppele, gleich nimm dein Scharfsack und mach' dich durchab ins Dorf! Sag dem Alpmeister, er soll dir Viehsalz mitgeben! Morgen in der Fruh mußt damit da sein ... verstanden!"

„Ja ... i versteh' schon! Salz fürs Vieh soll ich bringen! Und was denn für uns? Wir hab'n nix mehr zu beißen ... kein Brot ..."

Der Hirt verzog das Gesicht.

„Also vier Brotlaib für die Woche soll er dir der Alpmeister auch mitgeben und ein Flaschl voll Steinöl fürs kranke Kalbele vom Moserbauer ... ja nit vergessen ..."



„Ja und dann ein Sackl Mehl für uns ..."

Der Hirt wehrte ab:

„Mich graust ja, wenn i nur vom Essen hör!"

„Aber mich graust nit!" meinte der eßlustige Seppele.

„Also ein Sackl Mehl", lenkte der Hirt seufzend ein. „Und sag', der Moosbauer muß morgen herauf, seinen Ochs anschauen; er tränze und will dem Fraß nimmer nachkommen! So! Jetzt geh! Vergiß mir das Viehsalz und das Steinöl nit!"

Der Junge zögerte. Er hatte noch etwas auf dem Herzen: „Schmalz haben wir auch keins mehr zum Kochen ..."

„Wart', du Freßsack", zürnte der müde Alte und hob kraftlos den Stock.

Dem kleinen Bengel fiel es gar nicht ein, noch lange zu warten; er eilte schnellfüßig mit dem leeren Rucksack über den Almrain, dorfwärts. Auf dem Wege wiederholte er sich etliche Male, was er alles mitzubringen habe: Brot .., Schmalz .., Mehl .., Viehsalz und Steinöl!

„Richtig ... und der Ochs vom Moar will dem Fraß nimmer nachkommen ... soll ich Botschaft tun! Dummes Vieh! So was gibt's bei mir nit ..."

**Verschweig ein Glück, verbirg ein Unglück, das du hast!**
**Im Glück und Unglück sind die Menschen nur zur Last.**
**Noch schlimmer, als im Glück der gift'ge Blick des Neides,**
**Im Unglück ist das Wort das frost'ge des Mitleides.**

Fr. Rückert

---

Der Hirt hockt in der sinkenden Sonne zusammengekauert auf der Bank vor der Blockhütte und horcht scharf gegen die fernen „Moosbeerböden" hinauf, ob nicht der verwehte Klang einer Schelle zu ihm dringe. Ich sehe wohl, er kann sich vor Schwäche kaum aufrecht halten; er will sich zum Essen zwingen, um nicht ganz zu „derschwachen," Zieht eine Brotkruste aus dem Hosensack und beißt darein. Aber er bringt den Brocken nicht über die Zähne; speit ihn wieder aus.

„Teufelme! Was ist mit mir? An wahren Grausen hab i!"

Und es schüttelt ihn der kalte Schauer.

Ich sage ihm: „Hirt, leg' dich nieder! Dir fehlt's grob!"

Er hört nicht auf mich. Seine sorgenvollen Augen blickten unverwandt gegen die fernen Moosbeerböden, wo er das „vergangene" Kalb vermutet.

Er brennt sich sein kleines Eisenpfeifl an und macht ein paar Züge. Steckt es wieder ein und schüttelt den Kopf. Es ward ihm von dem Rauch ganz wirblig, der Gaumen wie Zunderschwamm trocken. Er stand auf und tappte sich zum Brünnlein hin, das fünf Schritte vor der Hütte sprudelt. Mühsam bückte er sich nieder, hielt seinen verwitterten Hut unter und trank ihn voll aus . . . zwei und dreimal. Das Wasser rann ihm girgelnd durch den Leib, aber es löschte ihm nicht den Durst. Die Augen glänzten ihm fiebrig und auf den vorstehenden Backenknochen brannte die Röte.

„Es wird etwan nit gar in die Wetterschrofen hineingeraten sein . . . das Schwarzl . . . und mich tragt nit Hand und Fuß, daß i ihm nachsteigen kunnt", jammerte er, und soff noch einen Hut voll hinunter. Nicht genug konnte er kriegen.

Mitten im Trinken hielt er inne: „Ja, was . . ."

Er horchte freudezitternd in den Abend hinaus:

„Da klingelt ja . . ."

Es gab ihm einen Ruck:

„Wahrhaftig; das ist Schwarzls Schelle!"

Einförmig und gleichmäßig bimmelt es immer näher. Kling . . . kling . . . kling . . . kling . . .

Und da kommt auch schon das „vergangene" Schwarzl gemütlich über die Blöße herabgetrottet, geradewegs auf den Stall unter der Hütte zu.

„Mein Gott und Herr . . . das Schwarzl . . ." Seine Stimme kippt um: „Weil du nur da bist.

Er betastet das Tier mit zittrigen Fingern und besieht es mit fiebrigen Augen, ob es wohl heil sei.

„Heil und gesund! Gott Dank! Alle beieinander! Kein Stückl fehlt. Jetzt kann i mich legen."

Der kranke Hirt torkelt knieschlotternd in die Hütte. Drin fiel er wie ein Holzklotz auf den Strohsack.

Ich machte mir in der Hütte ein Lager zurecht; konnte den schwerkranken Alten nicht nachtsüber mutterseelenallein auf der einsamen Alm lassen.

In der Nacht setzte er sich ein um das andere Mal im Stroh auf und tastete mit unsicheren Händen nach dem Fensterschuber zu Häupten des Lagers. Bald riegelte er zu, denn es beutelte ihn die Kälte; dann öffnete er wieder den Schuber und riß das Fensterlein weit auf, weil ihm heiß ward zum Ersticken . . .

*

Am nächsten Morgen in aller Frühe — es dämmerte noch — klopfte eine derbknochige Faust an das offene Schubfenster der Hütte. Ich erwachte. „Ho! Hirt! Hast mir lass'n Botschaft sagen, mein Ochs sei krank!" grölte vor der Hütte eine rauhe Stimme.

Es war der Moarbauer mit seinem Knecht. Er zwängte den Kopf durch das kleine Fensterviereck: „Tränzt er noch?"

„Dein Ochs . . . dein Ochs . . ." klang es hohl und wirr vom Lager des Hirten her.

„Ja dem Moar sein Ochs", schrie ärgerlich der Knecht. „Wach' einmal auf, du fauls Murmeltier!"

„Das Vieh mag nit fressen . . . schau dir ihn an . . . die drittletzte Heurauf' . . ."

„Na also . . . Dös braucht an Segen!"

Der Moar zog nach dieser Auskunft rasch seinen Kopf aus der kleinen Fensteröffnung und ging mit dem Knecht eilig dem Stall zu, um nach dem kranken Tier zu sehen.

„Hirt wie geht's?" fragte ich.

Er wollte sich erheben, fiel aber wieder schwer in den Strohsack zurück.

Der erste Frühsonnenstrahl schien in die Hütte. Nun sah ich

erst, wie es den Hirten über Nacht zusammengerissen hatte: Sein Gesicht war verfallen; die Augen tief eingesunken. Das kräftig frische Rindenbraun der Haut war weg, und gelbe Flecken standen ihm auf Gesicht und Schläfen.

Nun kam auch der kleine Hirtenbub daher; den schwergefüllten „Schnarfsack" auf dem Rükken, verschwitzt und krebsrot.

„Guten Morg'n Hirt', grüßte er mit boshafter Nachdrücklichkeit und schlüpfte behende aus den Tragbändern.

„Bübl . . . bist da", nickte der Alte auf dem Strohsack; seine Stimme klang dünn wie ein Faden.

Der Kleine begann sogleich auszupacken.

„Da wären einmal die vier Brotlaib'!" Er besah sie zärtlich und legte sie fürsorglich beiseite.

„Und 's Steinöl . . . für das . . . kranke Kalb?"

Der Junge ließ sich vom Hirten nicht irremachen und hob beinahe ehrerbietig eine blecherne Büchse aus dem Rucksack.

„Da ist Schmalz! Das gibt endlich wieder einmal fette Nokken ab!"

„Seppele! Wo ist . . . das Steinöl . . . für's . . . kranke Kalb . . .?"

Der Bub fördert triumphierend ein Säckchen Mehl zutage: „Da wär's Musmehl! Auf ein Mus freu' ich mich ganz wütig!"

„Das Steinöl . . . Teufelme."

„Da!" Der Seppele zeigte ein schmieriges Fläschchen her.

„Und das Viehsalz . . ."

Da gab es dem Jungen einen Riß. Er fuhr sich mit der Hand an den kugelrunden Kopf und stotterte verlegen: „Das hab i jetzt vergessen!"

„Vergessen . . . das Viehsalz", sagte der Hirt und griff nach des Buben Schopf. Aber die Hand, die bei ähnlichen Gelegenheiten gewiß stets nervig zugegriffen, war heute matt und kraftlos. Kaum ein leichtes Krabbeln und Krauen am Ohr und an den angrenzenden Haarbüscheln des Jungen, so daß der verwundert aufschaut, was es heut mit dem Hirten sei. Nun bemerkt er erst das aschfahle Gesicht des Alten. „Hirt", rief er erschrocken. „Du bist ja todschwer krank", und lief laut aufweinend vor die Hütte hinaus.

Er ist ein Waiselkind", bedeutete mir der Alte. „Bin ihm Vater und Mutter gewesen!"

Der Junge klagte dem Moar, der eben mit dem Knecht von der Ochsenschau aus dem Stalle kam, sein Leid: „Der Hirt liegt krank."

„Was . . . krank", murrte der Moar. „Ist sein Lebtag nie krank g'wesen!"

„Es hat ihn grob! Er hat mich ja nit einmal mehr schopfbeuteln können", schluchzte das Bübel; die Tropfen rannen ihm nur so über die Wangen. Als sie dann in die Hütte traten und den Hirten auf dem Stroh liegen sahen, da schlug der Moar freilich die Hände über dem Kopf zusammen.

„Klaus! Was ist mit dir! Hat's dich aber z'sammeng'rissen!"

Der Hirt nickte so nebenhin und fragte: „Wie geht's dem Ochs?"

„Er ist wieder ganz frisch wohlauf und frißt!"

„Ah! Frißt er wieder", murmelte der Hirt befriedigt. „Nachher ist's recht!"

„Aber was fangen wir jetzt mit dir an, Hirt", sage ich. „Auf der Alm da kann man dich nit liegen lassen . . . ohne Wartung und Doktor; der Moar und sein Knecht sollen dich ins Dorf hinuntertragen!"

Aber der Hirt schüttelte heftig abwehrend den Kopf. „Laßt mich! I geh nit vom Vieh! I bin der Hirt!"

„Mach' dir kein' Sorg', Klaus", redet ihm der Moar zu. „Ist ja derweil das Bübl da, bis ein anderer Hirt kommt . . ."

„Das Bübl . . . ach du mein Gott", jammerte der Hirt und stierte den Jungen an. „Der . . . denkt nur aufs Ess'n!"

Sie hoben den Alten aus dem Stroh, so sachte und sorgsam, als es halt rauhe Bauernhände vermögen.

Der Hirt suchte sich mit den kraftlosen Fingern im Strohsack einzuhaken: „Laßt mich . . . ich bin der Hirt! I geh nit vom Vieh . . ."

„Jetzt laß einmal das Vieh und denk auf dich selber", sagte der Moar.

Der Knecht hatte ihn zu Häupten angefaßt, der Moar bei den Füßen. So trugen sie den todkranken Hirten selbander über die taufrische Almwiese. Seine bangen Augen stierten über die Schulter des Knechtes, auf der sein Kopf ruhte, in den strahlenden Alpenmorgen. Die Viehherde war

* * *

**Achte auf das Amt, das du empfangen hast, und verwalte es gut!** Kol. 4, 17.

**Dies ist der Wille Gottes, eure Heiligung!** 1. Thes. 4, 3.

schon auf der Weide. Ringsum klangen die Glocken.

An dem Glockenriemen eines Kalbes hatte sich die Schließe gelöst. Das ersahen noch die brennenden Augen des Hirten.

„O du mein Gott, laßt mich; dem Bleß ist der Schellriemen auf'gangen!"

„Schellriemen hin, Schellriemen her! Dencht der noch an ein' Schellriemen!"

Sie waren grade zum „untern Brünnl" gekommen, da sah ich, wie der Alte den Kopf plötzlich schwer hinüberhängen ließ. Im selben Augenblick rief auch schon der Moar, der bei den Füßen trug, hastig: „Knecht . . . stell nieder!"

Er glaubte zu spüren, wie auf einmal den ganzen Körper des Alten ein leichtes Zittern durchlaufe. Sie ließen ihn vorsichtig auf den Rasen niedergleiten.

Ich rüttelte den leblos Daliegenden. Der Moar lief zum Brünnl um Wasser. Der Knecht wollte ihm den Kopf aufrichten, aber er fiel immer wieder bleischwer zur Seite. Der Hirt machte noch einen Schnapper und regte sich nimmer.

Als der Moar hilfsbereit mit dem Hut voll Wasser gelaufen kam, sagte der Knecht: „Brauchst nit so zu laufen; den weck'n wir nimmer auf!"

„Dann geb' ihm Gott die ewige Ruah und laß ihm leuchten das ewig' Licht", betete der Moar und ließ das Wasser aus dem Hut langsam, bedächtig ins Gras fließen.

Und die vieltönigen Schellen der weidenden Herde läuteten Scheidung ihrem bis in den Tod getreuen Hirten.

# Das Siegel der Mutter Gottes

In grauen, uralten Zeiten, als noch ein Geschlecht von Riesen auf Erden hauste, und es manchmal vorkommen konnte, daß ein Bauer dem andern seine Axt so mir nichts dir nichts von einem Berge zum andern hinüberreichte, da waren natürlich auch alle Bäume und Pflanzen viel größer als jetzt. Auch die Getreidefelder standen dicht und hoch wie ein Wald, und die Ähren waren vom Erdboden bis an die Spitze voll von Körnern.

Aber die Menschen wurden böse und mißbrauchten Gottes Güte. Sie sündigten ohne Maß und ohne aufzuhören, und wurden so übermütig, daß es der liebe Gott nicht länger mit ansehen konnte.

Gott schaute auf die Welt und die Menschen und wartete und wartete, bis ihm am Ende die Geduld riß. Er beschloß das ganze Menschengeschlecht zu vertilgen, das seiner Gnade so wenig wert war.

Im Zorne ergriff er eine Wolke und schleuderte sie auf die Erde, so daß ein großer Regen davon entstand, der fiel immerzu und ohne Unterlaß vierzig Tage und vierzig Nächte lang.

Es war aber zur Zeit der Ernte, und auf den Feldern stand das Getreide in großer Fruchtbarkeit. Von den Höhen des Himmels goß es in Strömen herab, die Flüsse traten aus ihren Ufern, die Dämme brachen und das Wasser ergoß sich überall hin, auf die Wiesen, auf die Felder und ertränkte so das Brot für die Menschen und das Futter für das Vieh. Da fiel ein großer Schrecken auf alles, was da lebte. Das Gewissen der Menschen regte sich, und sie entsetzten sich gewaltig, denn sie erkannten, daß nur ihre Sünden und Missetaten ein solches Unheil auf die Erde gebracht hatten. Gott der Herr aber schaute mit drohendem Angesichte vom Himmel herab und gab acht, ob die Gewässer auch alles weit und breit bedeckten, damit alle Fruchtbarkeit in dem überschwemmten Boden zugrunde gehe, und nicht ein Körnchen zum Säen mehr übrig bleibe. Und die Welt wäre damals wirklich ohne Rettung verloren gewesen und die Menschen dahingestorben wie die Mücken im Regen, aber vom Himmel schaute die heilige Jungfrau herunter, und ihr Herz wurde von Trauer erfüllt, wie sie sah, daß alles zugrunde gehe. Sie begann darum Gott Vater zu bitten , zuerst schüchtern, dann aber immer eindringlicher, er möge der sündigen Menschheit doch die Strafe nachlassen und sich ihres Elends erbarmen.

Nachdem sie so Gott den Herrn gebeten hatte, kam sie zur Erde herab auf die überschwemmten Felder, über die schäumende Wogen dahinbrausten. Und da sah sie, wie die äußersten Spitzen der Getreideähren aus dem Wasser herausschauten, nach allen Seiten schwankten, als ob sie sich mit

den Wurzeln vom Erdboden losreißen wollten.

Da ergriff die Mutter Gottes eine solche Ähre, und ihre Augen zu Gott erhebend, sprach sie: „Nur so viel laß ihnen übrig, o Herr!“

Und Gott, der der Mutter seines Sohnes nichts abschlagen konnte, erhob segnend die Hand, und sogleich schlossen sich die Wolken am Himmel, der Regen hörte auf, der Himmel wurde heiter, und die Wasser begannen zu verlaufen. Und aus dem Wasser hoben sich die zerzausten und gebrochenen Halme des Getreides wieder der Sonne entgegen, aber anstatt der vollen Ähren die den Halm früher vom Erdboden umgaben, blieb jetzt nur eine ganz kleine Ähre an der Spitze stehen. Und mit diesem wenigen, das ihm auf Fürsprach der Mutter Gottes übrig geblieben, muß sich der Mensch jetzt ernähren; es und seine Saat. Aber zum Anmuß ihm reichen für sein Brot denken, daß er sein Leben und sein Brot Maria zu verdanken habe, sieht man noch in jedem Weizenkorn ein ganz winziges Bild der Jungfrau; es ist gleichsam das Siegel der Gottesmutter.

* * *

**Laß die Winde stürmen**
**Auf des Lebens Bahn.**
**Ob sie Wogen türmen**
**Gegen deinen Kahn,**
**Schiffe ruhig weiter,**
**Wenn der Mast auch bricht,**
**Gott ist dein Begleiter,**
**Er vergißt dich nicht.**

Tiedge

* * *

**„Die Wahrheit über mich selbst wird mir der Feind besser sagen, als der Freund.“**

# Die Freundschaft in der Ferne

Von Maria Zierer-Steinmüller

Mit der Axt über der Schulter und der kalten Pfeife im Mundwinkel stapfte der stoppelbärtige Holzer Peter Summerer von den Wäldern herab in das Dorf. Während sechstägiger Arbeit unter Sonne, Wind und Regen waren Gras und Kraut, Waldgetier und Gezweige oder die Wolken über den Gipfeln der hundertjährigen Bäume, die er zu Boden strecken mußte, das einzige Bewegliche um ihn gewesen. Er hatte eine Woche lang weitum keine anderen Laute vernommen als den seiner Axt, wenn er sie in einen Stamm gehauen, Vogelsang und Donnergrollen, nachts in der Holzhütte auf hartem Lager das Knarren der Bretterwände, des Geästes draußen im Wald und das Wipfelrauschen. Daher freute er sich, wieder in das Dorf zu kommen, zu der Frau, den Kindern und in die Gemeinde.

Die Seinen hausten in zwei kleinen Mietsstuben eines Güteranwesens. Unter der niedrigen Tür duckte er den Kopf mit dem verwitterten Hut, um nicht am Pfosten anzustoßen, und stiefelte über die ausgetretene Schwelle in die Stube mit den Eckfensterchen, wo sein Weib Theres, eine magere Vierzigerin, sich bereits rührig für ihn umtat. „Jetza bin i wieda da, Resl“, sagte er, lehnte die Axt in eine Ecke und hängte die Joppe an einen Nagel, den Kopf immer ein wenig gebeugt, weil er mit dem Scheitel sonst die Decke berührt hätte. Während er sich die Pfeife frisch stopfte, fragte er: „Gibts ebbas Neuchs im Dorf?“

„D' Hitzn steign ma oiwei aufa. Und 's Kreuz tuat ma narrisch daß i gar nimma woaß, wia i mi umdrahn muaß“, sagte sie und konnte es ihm nachfühlen, welche Wohltat das sein möchte, die Glieder wieder in einem ordentlichen Bett zu strecken. Seit er sich einmal die Hände und Füße erfroren hatte, und weil so mancher Holzer verunglückte, schien ihr sein Beruf der allerhärteste zu sein. Peters Pfeife hatte frischen Zug, und er tat endlich den Griff in die Joppentasche nach dem Wochenlohn, auf den sie jeden Samstag sehnlichst wartete. Sie setzte sich an den Tisch, die Unterarme aufgelegt, und zog ihm mit den Blicken das Geld schier aus den Fingern, als er eine kurze Reihe Silberstücke auf das Wachstuch hinzählte. In Gedanken zählte sie mit und jammerte dabei: „Dem Seppl stehna d' Zechern aus de Schuah. Und der Franzl braucht a neuche Schiefertafel. Der Hansl hat oiwei Zähnweh — i müaßt eahm a Tinktur kafa beim Krama.“ Sie redete vom Winter, der vor der Tür stehe, daß die Miete bezahlt werden müsse und im Frühjahr die Stube frisch gestrichen werden sollte, kurzum, daß man jeden Pfennig so notwendig brauche wie die Luft zum Schnaufen.

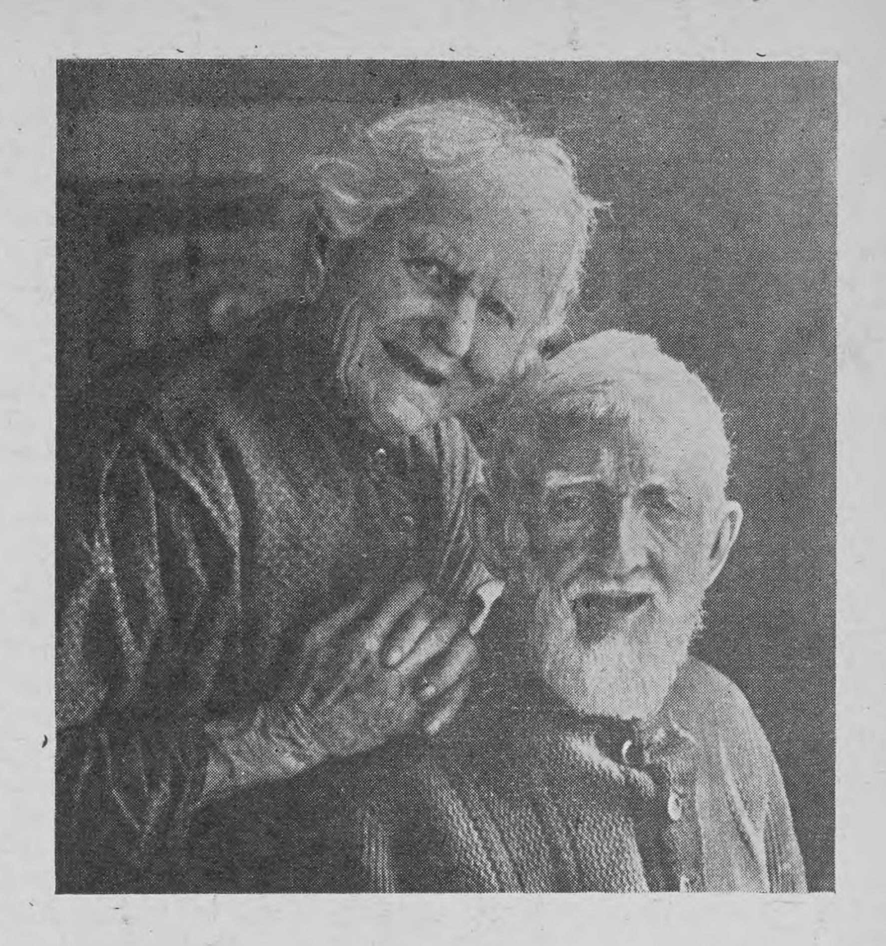
Das wußte der Holzer alles selber, daher pflegte es ihn all-

mählich aufzubringen, wenn er jeden Samstag, kaum daß er zur Tür hereingegangen war, mit der Nase daraufgestoßen wurde. Und als Theres gar sagte: „Heut gibst ma 'sGeld oisamm, gel Peter? Heunt gehst net zum Wirt umma", da blieben einige Münzen in seiner Hand zurück, fest von den Fingern umschlossen. Mit einem hitzigen Gefunkel in den braunen Augen sagte er: „Ooiwei dös Gebenz! I woaß selm, daß i acht Kinda han."

„D' Zechen hänga an Seppl außa", betonte sie unbeirrt.

Und er trocken dagegen: „Und mir d' Zunga vo lauta Durscht!"

Mit allen Sinnen begehrte sie nach den Silberlingen, die in seine Rocktasche geglitten waren. Da es im Wirtshaus nicht bei einem Trunk Bier bleiben würde, streckte sie sich nach dem Krug auf dem Bord und meinte: „D' Buam solln di a Bier holn."



„Na", sagte er störrisch, „i geh zum Wirt umma", hängte sich die Joppe über und verließ die Stube.

Bekümmert streifte Theres den Wochenlohn in die Linke und barg ihn in einer henkellosen Tasse des Geschirrkastens. Suchte und verkaufte sie auch im Sommer Beeren und Pilze, es wollte doch nie reichen. „Daß er gor koan Verstand net hat", haderte sie. Die Buben lärmten draußen und kamen in die Stube. Sie stellte ihnen eine Schüssel voll Kartoffelsuppe hin und gab jedem ein Stück Brot. Seppl begehrte auf: „Daß mir gar nix Süaß net ham aufs Brot auffi", und Franz pflichtete ihm bei: „Wia ma's beim Krama rent in de Häfa siecht."

„Oes brauchts koa Schleckzeug net", wehrte die Mutter ab, „mir ham aa koans g'habt dahoam." Aber sie rechnete aus, daß sie wohl einmal Marmelade kaufen könnte, wenn der Mann nicht jeden Samstag zum Wirte ginge.

Nach einer Weile als die Buben in der Schlafkammer nebenan lagen, jeweils vier in einem Bett, setzte sich Theres an den Tisch und strickte. Sie sagte sich, daß der Peter zwar ein guter Mensch sei, aber rasch störrisch und dann hitzig. Ihr Gewissen rechtfertigte ihn: Wenn a Mannsbild de ganz Woch nix siecht wia lauta Bam im Holz drauß, nacha treibts eahm freili ins Wirtshaus. Dagegen die Vernunft: Und i nacha? Was hon i de ganz Woch? Arbat, Verdruß mit de Buam und Müadigkeit, daß oam d' Augndeckln schier am Herd zuafalln.

Die Petroleumlampe beschien die Wanduhr, die eine Handbreit unter der Stubendecke tickelte. Im Wirtshaus jenseits der Straße ging es laut her. Theres seufzte, senkte die Hände mit dem Strickzeug auf den Schoß, und der Blick fiel auf ein Zeitungsblatt auf dem Fenstersims, die Fortsetzung einer Geschichte, die sie jeden Tag von der Lehrersköchin erbat. Abend für Abend freute sie sich auf das Lesen. Begierig zu erfahren, wie es dem Helden der Geschichte und seiner Frau inzwischen weiter ergangen sei, griff sie danach und las den letzten Satz zuerst. Es hieß: „Er ist ein guter Mensch, der Peter, nur so hitzig sollte er nicht sein."

Theres schaute verblüfft; diesen Gedanken hatte sie während ihrer Ehe selber schon unzählige Male gehabt und nicht selten sogar laut vor sich hingeredet. Aus den vorausgegangenen Kapiteln wußte sie freilich, daß es sich nicht um ihren Peter handelte, aber das schwächte die Verwunderung nicht ab, weil jemand von einem Mann geschrieben hatte, der ihm ähnelt. Sie wußte nicht, wer der Zeitungsschreiber war, der sicherlich weit weg wohnte, wohl in der Ebene draußen und in einer großen Sadt. Sie überlegte, ob nicht der Lehrer oder Pfarrer seinen Wohnort ausfindig machen könnte. Dann wollte sie das Geld für eine Postkarte opfern und ihm schreiben, daß ihr Peter um kein Haar anders sei als jener in der Geschichte. Sie faltete das Zeitungsblatt zusammen und steckte es einstweilen hinter den Spiegel, als die Tür aufgestoßen wurde und Peter hereinkam. Er preßte den Arm gegen die Seite, setzte sich schnaufend auf die Ofenbank und murmelte: „A zwoatsmoi schmeißt der mir koan Stuhl an d' Rippen, des woaß i. Ehvor pack i eahm bei der Gurgl, daß er 's Schnaufa vergißt.

„Habst wieda g'raft?" jammerte sie. „I hans ja g'sagt! Aba mir werd ja nix glaubt. Hättst dei Bier dahoam trunka!"" Sie weinte, mühte sich, ihm die Joppe vom Leib zu ziehen, wollte ihn mit warmen Wickeln bedrängen, aber er wehrte alles ab und ging in die Schlafkammer.

Sie blieb in der Stube zurück, und der Gram überfiel sie mit Macht; malte sie sich doch aus, daß man ihn eines Tages gar tot in das Haus bringen könnte. Sie kam sich gottverlassen vor, weil sie niemanden einmal gründlich das Herz ausleeren durfte. Die Geschichte im Zeitungsblatt fiel ihr wieder ein. Entschlossen ging sie zur Komode, nahm ein altes Schulheft von einem der Buben heraus, das Tintenglas und die Feder vom Sims. Das gelbe Fließblatt erinnerte sie an ihre Schulzeit. Jedesmal war sie stolz gewesen, wenn im Aufsatzheft mit rotem Stift ein Lob vom Lehrer vermerkt gewesen war. Die Erinnerung an die Sorglosigkeit verflossener Zeiten machte sie noch trauriger. Sie besann sich, wie man einen Zeitungsschreiber anrede. Weil sie es nicht wußte, übersprang sie die erste Zeile, um auch hierin den Pfarrer oder Lehrer zu fragen, und begann dann, drei Finger breit vom Blattrand:

„Grad so stimmt es, wie Sie es in der Zeitung geschrieben haben. Er ist ein guter Mensch, der Peter, aber halt gar so rasch hitzig. Jetzt liegt er in der Schlafkammer, und einer hat ihm den Stuhl an die Rippen geschmissen. Man muß froh sein, wenn er am Montag wieder zum Holzen gehen kann, sonst werden die Sorgen alleweil noch größer. Mir wird ja nix glaubt, wo wir doch jeden Pfennig so notwendig brauchen. Dem Seppl, was mein Ältester ist, dem hängen die Zehen aus den Stiefeln, und für die andern sieben weiß ich auch nicht, woher das Gewand nehmen. Und eine Marmelad vom Kramer haben sie gar nie nicht, wo sie die so gern möchten. Er ist freilich keiner von den Schlechtesten, und da muß ich gar noch zufrieden sein auch. Mein Vater, der hat die Mutter aus dem Bett gerissen, daß sie den Kopf an das Nachtkastl gestoßen hat und sich eine Haarnadel hineingerannt hat. Und der Nachbarin der Ihrige ist ein ganz Wilder. Der hat einen Teller in die Wiege von dem kleinsten geschmissen, wo das Kind doch leicht hätt totsein können. Ich hab mir alleweil denkt, so einen wüsten Kerl heiratst net. Aber das kann man ja nie wissen, wie sich einer auswachst. Und wer weiß, was der Meinige noch anfangt. Zuletzt sticht er gar im Wirtshaus drüben einen maustot, und nachher wird er eingesperrt und ich sitz da mit den acht Kindern."

Dieses Zukunftbild überwältigte Theres derart, daß sie vor Tränen kaum mehr aus den Augen sah. Eine verwischte sich mit dem noch letzten nassen Wort, daß es ein großer, violetter Klecks wurde. Sie drückte ihn mit dem Fließblatt breit und schrieb noch den Schluß: Müssen schon verzeihen,

---

**Nach dem Schwersten, das dich drückt,**
**Streck zuerst die Hände;**
**Ist es dir einmal geglückt,**
**Kommst du leicht ans Ende.**
**Nur nicht schwanken, nur nicht zagen,**
**Lieber kühn das Höchste wagen.**

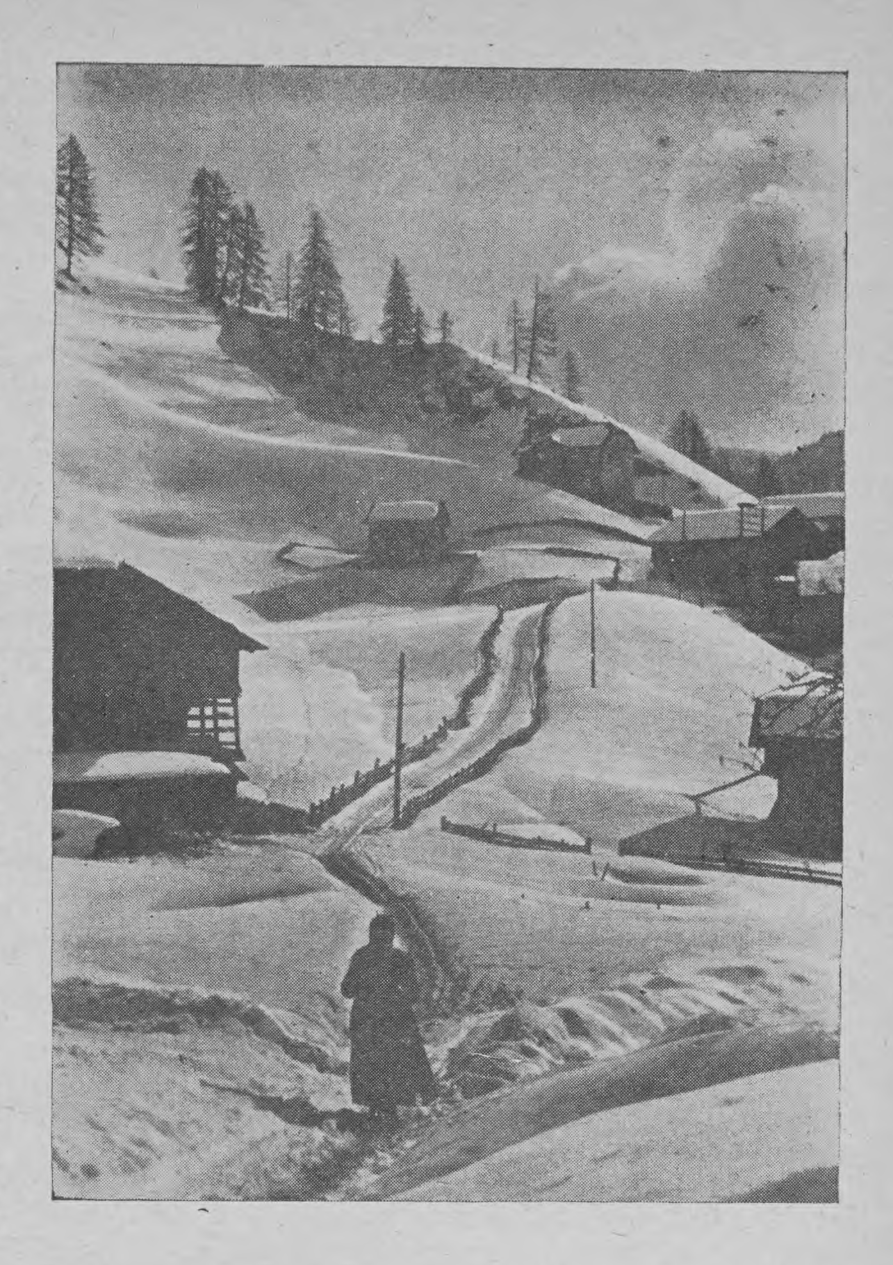
Paul Wiegand

**Nur dort oben wohnt ein reiner Friede,**
**Schon die Arbeit hebt das müde Herz,**
**Schwingt es sich im frohen Liede**
**Zu den Sternen himmelwärts.**
**Fest den Blick empor gewandt,**
**Dort ist unser Vaterland!**

F. Stolberg

daß ich ihnen schrieb, wo Sie mich doch gar net kennen. Aber es druckt mir sonst das Herz ab. Sie werden sich schon auskennen, wie es in mir einwendig ausschaut. Und jetzt ist mir leichter. Es grüßt Sie unbekannt" — sie setzte den Namen darunter.

Da kam Peter aus der Schlafkammer, der auch im Liegen keine schmerzlose Ruhe hatte finden können. Er wollte lieber eine Weile noch auffitzen und seine Pfeife rauchen. Er sah, wie sie hastig das Heft in der Schublade verstecken wollte. Obwohl ihm jede Bewegung so weh tat, daß er den Mund verzog, griff er stutzig danach und schlug es auf. Sein Blick fiel auf den Anfang des zweiten Blattes, da stand: „Ich hab mir alleweil denkt, so einen wüsten Kerl heiratst net — nachher wird er eingesperrt und ich sitz da mit den acht Kindern." An der Unterschrift merkte er, daß es ein Brief sein sollte, und las das Ganze. Heimlich stellte er fest: Schreibt gar net schiach, 's Wei. Ich brachts net ferti. Und er fragte: „Wem schreibst nacha dös hinta meim Ruckn, möcht i wissen?" Sie konnte keinen Verwandten nennen, weil keiner da war, niemanden vom Ort, dem sie solchermaßen sich hätte anvertrauen mögen. So stotterte sie: „O mei — woaßt — dös is a alter Schulfreund vo mir." Und sicherer: „Hinta meina ist er oiwei g'sessn, woaßt."



Er wunderte sich, nach zwölf Ehejahren erst von dieser Freundschaft zu erfahren. Da schob sie ihm das Zeitungsblatt hin, deutete auf den letzten Absatz der Geschichte und sagte: „Dös les! Guat kennt de der."

Er las verblüfft den Satz, obwohl er sich nicht gerne mit Gedrucktem abgab, oder es mußte in der Zeitung etwas Politisches sein. Auch das übrige las er, brauchte eine Weile dazu, und ihr klopfte das Herz, bis er endlich meinte: „Dös bin i ja gar net. Dös is ja a anderer."

So eindringlich, daß sie fast dawider: „Dös bist scho. Ganz g'nau bist's. Er hats nur grad a wengl anders vüribracht, daß di net glei jeds kennt im Dorf. Do derfst eahm gar no dankbar sei. Den Briaf schick i eahm glei morgn. Werd di kaum g'freun moan i, wenns nacha in d'Zeitung drinna steht, was d' für a Unfurm bist, für a z'widerer."

„Dö Freundschaft taugt ma net", ächzte der Holzer auf der Ofenbank und hielt sich die schmerzenden Rippen. In der Slafkammer redete einer der Buben laut im Traum. Peter sah es bereits in der Zeitung gedruckt, daß er die Frau und die acht Kinder ver-

nachlässigte und sich im Wirtshaus herumschlage. Er fetzte das Geschriebene aus dem Heft, mußte aber einsehen, daß sie morgen schon heimlich wieder aufnehmen könne, was er ihr heute untersagte. Auch gab er im stillen zu, daß sie nicht Unrecht hatte mit ihrer Angst, denn er war heute nahe daran gewesen, einem die Gurgel zuzudrücken. So gut es anging, reckte er den Brustkorb und verlangte: „Laß guat sei, Wei! Hast recht — de Pfundhammln im Wirtshaus drent sans net wert, daß ma se mit eahna umanandraft. Konnst eahm schreibn, daß i gor koa so schiacha Teifi bin, wi moant. I geh a Weil nimma umma ins Wirtshaus, nacha konnst dem Seppl neuche Shuah kafa und dem Franzl d' Tinktur fürs Zähnweh. I ko mei Bier aa dahoam saufa."

Wußte Theres auch, daß der Geist williger ist als das Fleisch, so erwog sie doch hoffnungsvoll den Wert eines so ernsthaften Gelöbnisses, atmete auf und sagte: „I wer's eahm schreibn." Aber sie dachte, daß sie kein Geld mehr für eine Briefmarke auszugeben brauche, denn was ihr jetzt durch den Kopf ging, das stand ohnehin schon in der Zeitung; und sie fuhr mit dem Finger noch einmal unter dem letzten Satz der Geschichte hin.

* * *

**„Wachse an deinen Widerständen und werde nicht nur alt und böse an ihnen."**

* * *

**In der Schule**

„Axel, welches ist das nützlichste Tier?"

„Das Huhn."

„Wieso?"

„Wir können es essen, bevor es geboren wird, und nachdem es gestorben ist."

# Marianischer Missionsverein

Der Marianische Missionsverein soll nach dem Willen unseres Generaloberen apostolische Kreise bilden. Den nach tieferer Frömmigkeit strebenden Seelen soll durch den Missionsverein die Möglichkeit gegeben werden, nach den Frömmigkeitsidealen der Oblatenmissionare und ganz für die Missionswerke zu leben, die die Kirche uns Oblaten anvertraut hat. Im Missionsverein sind zwei Dinge wichtig. Erstens, daß jeder recht fromm werde, und zweitens, daß jeder auch Missionar und Apostel des Gebetes und des Opfers sei. „Alles muß gewagt werden, das Reich Christi aufzurichten, das Reich Satans aber zu zerstören", schrieb der selige Stifter des Oblatenordens. Wie er es geschrieben, so wollen wir es auch wagen. Genau so wie ein unfrommer Priester einem jeden etwas Unverständliches ist, so darf es auch kein unfrommes Mitglied im Marianischen Missionsverein geben. Von der Frömmigkeit der Mitglieder hängt ja doch in großem Maße der Segen Gottes für unsere Missionen ab. Mit unserem Vereinsgeld kaufen wir uns Gottes Segen gewiß nicht. Wir wissen ja, daß dem Herrn nur die Gabe des betenden Gebers angenehm ist. Leisten wir darum als Mitglieder des Marianischen Missionsvereins ganze Arbeit. Ganze Arbeit leisten heißt jedoch: Beten, christliche Tugend üben, sich den apostolischen Geist der katholischen Mission aneignen, und sein Vereinsgeld zahlen.

Vergessen wir auch nicht, daß täglich eine heilige Messe für alle Mitglieder des Vereins gefeiert wird. Wenn wir auch nicht dabei sein können, so sollten wir doch während der Morgenstunden an diese heilige Messe denken. Es betet ein Priester für uns, es opfert sich Christus für uns. Beten und opfern wir mit. Wenn wir auch nur tief im Herzen sprechen: „Herr, zusammen mit Christus, der sich heute im heiligen Meßopfer für alle Mitglieder des Missionsvereins opfert, reiche auch ich dir dar all' meine heutigen Sorgen, meine heutige Arbeit, mein Beten, meinen guten Willen, mein Wachen und mein Ruhen."

Können wir uns vorstellen, welchen Segen wir dadurch auf uns herabzögen?

---

Daß wir Maria verstehen, das ist, weil sie unsere Schwester ist.

* * *

„Du mußt! Weil ich muß, will ich, und weil ich will, muß ich!"

* * *

„Wer Gott dient, ist immer ein Priester."

* * *

„Nicht das Volk bewacht mich: Ich bewache das Volk!"

# Die Tochter des Landschelms



Eine Erzählung vom Reimmichl

Fortsetzung

Sein weicher, wohlklingender Baß und der freundliche Ton taten Agnes ins Herz hinein wohl, aber sie getraute sich doch nicht, ihm ins Gesicht zu schauen, solchen Respekt hatte sie vor seinem Wesen.

An der Haustür traf Agnes mit der Bäuerin zusammen. Sie war eine starkgebaute Frau mit aufgedunsenen Wangen und blauen Lippen. Hatte das Gesicht auch einen mürrischen, schmerzhaften Ausdruck, so sprach aus den Augen doch viel Wohlwollen und Güte. Als sie das Mädchen freundlich bewillkommnete und ihre Augen länger auf ihm haften ließ, schien es ihr zu gefallen und nicht zu gefallen. Daß Agnes ganz einfach gekleidet und sauber, dabei bescheiden und etwas schüchtern war, gefiel ihr, daß sie aber eine solch ausnehmende Schönheit besaß, wollte ihr durchaus nicht behagen. Gallus, der Bauknecht, merkte sogleich, in was für einem Zeichen die Witterung stand, und kicherte verschmitzt in seine Rocktasche hinein.

Beim Abendessen mußte Agnes ein wahres Kreuzfeuer von Blicken aushalten, sie wurde von allen Seiten angestarrt wie ein Wundertier; besonders Urban, der zweit Knecht, ein strohhaariger Geselle, der ein Gesicht hatte, als ob es von Hühnerschnäbeln zerhackt wäre, wollte seine Augen gar nicht von ihr wegwenden. Er vergaß den Löffel zum Munde zu führen, und erst als ihm der Bauer einen mehr als deutlichen Wink gab, ließ er von dem heillosen Angaffen ab. Agnes wurde ein ums anderemal glührot, sie vermochte kaum auf die Fragen Antwort zu geben und schaute nur immer vor sich auf den Tisch. Nach dem Abendrosenkranz ging sie mit den zwei jüngsten Mägden, Liesl und Threinl, mit denen sie die Kammer zu teilen hatte, schlafen. Die Mägde wollten noch ein langes Gespräch anheben, aber Agnes sagte, sie wäre steinmüde und könne die Augen nicht mehr offen halten. Doch brachte sie es die längste Zeit zu keinem Schlaf.

Alles, was sie an dem Abend gehört und gesehen hatte, ging ihr wie ein Mühlrad im Kopf herum. Manches gefiel ihr, das Meiste nicht. Wenn sie länger im Hause war, würde ja vieles, was jetzt gar kein Hersehen hatte, besser ausschauen. Allein, mochte es kommen wie immer, sie wollte aushalten und keine Mine verziehen, den Schaffern aufs Wort folgen und arbeiten, soviel in ihren Kräften stand. Soweit mußte sie es bringen, daß sie durch ihre Tüchtigkeit und Treue bei allen in Respekt kam. Mit diesem Vorsatz schlief sie ein, doch ihr Schlaf wurde von schweren Träumen beunruhigt. Es träumte ihr, sie habe sich beim Mar im Tale hineingewöhnt und Ehre und Ansehn gewonnen; doch plötzlich kam sie in einen schlimmen Verdacht und wurde mit Schande und Schmach zur Türe hinausgejagt. Was man in der ersten Nacht träumt, das soll in Erfüllung gehen. Wäre Agnes abergläubisch gewesen, so hätte sie sich bitter geängstigt. Doch sie schlug sich am Morgen alles Unbehagen aus dem Kopf, und ging entschlossen daran, das, was sie sich vorgenommen hatte, ins Werk zu setzen.

Von der Bäuerin zur Küchenmagd bestimmt, sagte sie, leider wäre sie in diesem Geschäft noch ganz unerfahren, aber die Bäuerin möge so gut sein, ihr Lehr und Weis zu geben, wie sie es machen solle. Sie hoffe, die Arbeiten bald zu erlernen und der Bäuerin fest unter die Arme greifen zu können. Kraft habe sie ja, und je mehr die Bäuerin anschaffe, desto lieber sei es ihr. Die alte Frau schmunzelte ein wenig und lobte Agnesens guten Willen. Doch mit der Einschulung der neuen Magd ließ sie sich Zeit. Sie gab ihr in den ersten zwei

Wochen nur einfache, grobe Arbeiten vor, die jedes Mädchen kann, zeigte ihr wenig, predigte aber desto mehr.

Stundenlang redete sie in Agnes hinein, für ein junges Mädchen wäre die Hauptsache, eingezogen und sittsam zu sein; besonders vor den Mannesleuten müsse sie sich hüten, die wären mehr weniger alle gefährlich. Sobald sie an einem Mädchen nur die leiseste Spur entdeckten, daß es keinen festen Charakter habe, daß es flatterhaft und leichtfertig sei, wären sie gleich hinter ihm her und stellten seiner Tugend Fallen. Ein Mädchen ohne Tugend und Sitte wäre aber ein Strohhalm ohne Ähre, ein Haus ohne Dach, ein Kästlein ohne Inhalt. Vertraulichkeiten mit Mannsbildern habe sie bei ihren Mägden nie geduldet, und wenn eine mit solchem Schnack angefangen habe, habe sie auch kein Viertelpfund Salz mehr im Hause gegessen — Agnes werde wohl verstehen, wie das alles gemeint sei. Auch die Plauderhaftigkeit wäre ein schlimmes Laster bei Mägden. Brave Mägde tragen nichts aus dem Hause hinaus und nichts herein, das heißt, sie treiben keinen eitlen Klatsch und Tratsch herum. Zu viel geredet sei bald, zu wenig nie.

So ging es oft die längste Zeit fort, und kaum war die Bäuerin mit der Predigt fertig, fing sie mit einer neuen an. Dabei war sie immer freundlich mit Agnes, und wenn hie und da einmal die böse Laune aufkochen wollte, dämpfte sie sie schnell wieder. Agnes hörte den Sittenlehren der Bäuerin geduldig zu und versprach alles Gute, aber es paßte ihr gar nicht, daß sie so wenig mit Arbeiten beschäftigt wurde. Sie griff nun aus eigenen Stükken zu, und da die Frau es in ihren alten Tagen etwas an Sauberkeit mangeln ließ, begann sie fleißig zu spülen, zu waschen und zu scheuern. Bald schauten alle Gegenstände in Küche und Stube viel blanker und reinlicher her. Das war der Bäuerin nicht recht, und sie begann von der Hoffart zu predigen, die einer der schlimmsten Fallstricke des bösen Feindes und die Wurzel aller Laster sei. Auch redete sie jetzt schon stark um das Eck herum. Seit ihre Tochter, das Mariannl, gestorben sei, habe sie keine rechte Helferin mehr in der Küche gehabt. Die Mariannl wohl, das sei eine gewesen, wie aus einem Glaskastl heraus, immer nett und sauber, an Schönheit komme ihr keine andere nach; und alle Arbeiten habe sie angegriffen, grobe und feine, doch immer das, was notwendig war, nichts Überflüssiges und Eitles, man habe nichts anzuschaffen gebraucht, sie habe immer das Rechte getroffen. So eine, wie die Mariannl, gebe es keine mehr, wenn sie nur an das Kind denke, müsse sie weinen. Und die Frau begann heftig zu schluchzen.

In der nächsten Zeit nahm ihre Krankheit und damit auch die Ungeduld und üble Laune zu. Eines Morgens litt sie sehr stark an Atemnot. Agnes riet ihr, sich zu schonen und die Arbeiten ganz ihr zu überlassen, sie bringe es leicht fertig; die Bäuerin möge nur anschaffen und rasten. Da wetterleuchtete es unheimlich in den Augen der Frau, und sie schoß wie eine Hummel in der Küche herum. Nach einer Weile hatte Agnes das Unglück, einen Hafen fallen zu lassen, der in Scherben ging, und jetzt brach das Wetter mit fürchterlichem Ungestüm los.

„Du bringst mich um“, schrie die Frau, ganz rot vor Zorn, „einen kranken Menschen so zu erschrecken! Aber so geht es und es ist immer so gewesen. Hoffart kommt vor dem Fall. Da will so ein grasgrünes, junges Ding gescheiter sein als eine langjährige, vielerfahrene Bäuerin und weiß nicht einmal, wie man einen Hafen tragen soll. So einen Haspel, so eine Schußgretl wie dich hab ich noch keine gehabt. Tragt den Kamm hoch und surbelt herum wie eine Spule und ist doch plump und ungeschickt wie ein Holzschragen. Du bist für nichts gelernt,wirst auch nichts mehr lernen, weil du dir nichts sagen laßt. Da kriegt man heutzutage Mägde ins Haus, die mit etlichen zwanzig Jahren noch die reinsten Kinder und ganz unerzogen sind. Was ist denn deine Mutter für ein Schlampen gewesen, daß sie dir nichts in die Hand gegeben und nichts gezeigt und nichts gelernt hat? Oder ist's bei euch daheim Brauch, daß man die jungen Mädchen bloß zum Schönsein anhält und sie sonst aufwachsen läßt wie Schafe und Kälber? Nein, so eine Trampel, so ein unbeholfenes Trumm!“

Agnes wurde abwechselnd rot und blaß, aber sie ließ das Wetter still über sich ergehen, tat keinen Muckser und sagte kein Wort. Darob giftete sich die Bäuerin noch mehr und kreischte in heller Wut:

„Was, trotzig sein willst du auch noch und machst einen Kopf her wie ein stoßender Widder! Das gibt's bei mir nicht, merk dir's, die Trotzhäfen kann ich nicht brauchen, und wenn das Kopfmachen deine Untugend ist, dann passen wir zwei nicht zueinander.“

„Ich tu ja nicht Kopf machen“, sagte Agnes ruhig, „und das Trotzen kann ich gar nicht.“

„Warum verteidigest du dich nachher mit keiner Silbe?"

„Das Widerreden tät mir schlecht anstehen."

„Wer sich nichts zu sagen getraut, ist gar der ärgste Patsch; so eine kann ich am wenigsten leiden. Und du bist wie ein Stock. Nicht einmal weinen tust du."

„Mein Gott, da hab ich schon viel Ärgeres ausgehalten und nicht geweint; ich bin nicht so wehleidig. Wegen einer Kleinigkeit weinen, wär kindisch, hat man mir immer gesagt."

Die Bäuerin stutzte, dann fragte sie um vieles milder:

„Wer hat dich so was gelehrt? Deine Mutter?"

„Nein. Meine Mutter hab ich nicht gekannt; ich war noch nicht zwei Jahre alt, wie sie gestorben ist."

„Was? Ist's wahr?" rief die Bäuerin sehr betroffen; „das hättest du mir gleich sagen sollen, dann hätt ich anders geredet . . . Wer hat dich denn nachher aufgezogen?"

„Die Base Mariann, eine Schwester von der Mutter. O, die hat mir viel, viel Gutes getan und ich bin ihr den größten Dank schuldig, ich vergesse sie auch keinen Tag und bet immer für sie."

„Hat die Base nie gezankt mit dir?"

„Nein, nein, die hat mit keinem Menschen gezankt und mit mir schon gar nicht. Aber zugespannt hat sie mir alle Tage und mich gelehrt, was ein braver Mensch tun muß. Die Base Mariann ist soviel eine Gute gewesen, der Pfarrer selbst hat gesagt, so wie sie, geb's keine zweite." — Die Bäuerin zuckte heftig. Da wurde das Mädchen rot und sagte nur mehr kurz: „Leider ist die Base viel zu früh gestorben. Ich war knapp zehn Jahre bei ihr."

„Und wer hat nachher auf dich geschaut?"

„Niemand. Ich hab selber auf mich schauen müssen."

„Es lebt doch dein Vater."

„Wohl, wohl; aber der Vater hat viele Geschäfte und war oft auswärts."

„Und deine Geschwister?"

„Ich hab nie eine Schwester oder einen Bruder gehabt."

Dann bist du wohl ein armseliges Waisl, recht ein einschichtiges Mensch", sagte die Bäuerin weich und kam ins Nachdenken.

Das war ein eigenartiges Mädchen. Schön, flink, anstellig und daneben so ernst und herb. Es lernte alles leicht, in kurzer Zeit, seitdem es im Hause war, gingen ihm schon die meisten Arbeiten so flott von der Hand, als ob sie es immer getan hätte. Und es war doch seit den Kinderjahren sich selbst überlassen gewesen, hatte tun können, was ihm beliebte; trotzdem schien es brav und sittsam geblieben zu sein. Wenigstens gegen die Mannespersonen war es trocken und zurückweisend, keiner durfte sich mit ihm einen Scherz erlauben. Und der Pfarrer von Planeigen hatte nur lobenswertes von dem Mädchen geschrieben. Es redete wenig, und gar das Weinen schien es verlernt zu haben. Das mußte durch eine harte Lebensschule gegangen sein und war noch so jung. Auf einmal kam ein starkes Erbarmen über die Frau. Sie ging rasch hinaus in ihr Stübchen und weinte. Nach einiger Zeit trat sie wieder in die Küche und brachte etwas in einem Papier Eingewickeltes.

„Schau, Agnes", sagte sie mild, „da ist ein seidenes Tüchlein von meiner Mariannl, sie hat es nur ein paarmal getragen und es ist noch wie neu. Nimm es und leg es an den Festtagen an. Oder willst du dir lieber selbst etwas kaufen? Dann geb ich dir Geld; mir ist es gleich, sieh, da wären zwei Gulden."

Agnes errötete heftig, überlegte einen Augenblick und sagte dann fast bittend:

„Bäuerin, seid so gut, behaltet die Sachen. Ich hab alles was ich brauch, und ich bin noch viel zu kurze Zeit da, als daß ich etwas Besonderes verdient hätte."

„Du bist aber eine Stolze", sagte die Frau gekränkt.

„Stolz bin ich nicht, hab auch keinen Grund dazu. Aber ich müßt mich vor mir selber schämen, wenn ich mich für etwas zahlen ließe und ich weiß nicht für was. Lieber als ein Geschenk ist mir, wenn ich es einmal soweit bring, daß Ihr mit mir zufrieden seid."

Die Bäuerin schüttelte den Kopf und ging mit ihrem Geschenk wieder fort, brummte aber vor sich hin:

„Ein merkwürdiges Mädchen, ein ganz merkwürdiges! So hat mir's noch keine gemacht, vor dieser muß ich mich noch schenieren. Aber stolz ist sie, dabei bleib ich, arg stolz."

Auch die Dienstboten, namentlich die Knechte hielten Agnes für stolz, weil sie gar so wortkarg und zurückhaltend war. Einen förmlichen Zorn

hatte Urban, der blatternsteppige Knecht, auf Agnes; denn sie wies alle seine Anbiederungen schroff zurück und machte ihm nie ein freundliches Gesicht. Dem Bauern aber gefiel das herbe, ablehnende Wesen des Mädchens, das für keine Schmeichelei empfänglich war, außerordentlich.

Einmal beim Mittagessen sollte Agnes eine große Schüssen voll Krapfen auftragen. Als sie in ihrem flinken Tempo mit der Schüssen von der Küche hereinschritt, schob ihr Urban, der Knecht, ein Bein vor den Fuß, so daß sie der Länge nach zu Boden stürzte. Die Schüssel ging in Trümmer, und weit herum flogen die Krapfen. Blitzschnell sprang das Mädchen vom Boden auf, Zornröte brannte auf ihrem Antlitz und die Lippen zitterten vor Aufregung. Alle glaubten, es werde auf den Übeltäter losfahren. Doch preßte es den Mund zusammen, machte nur eine verächtliche Gebärde und ging hinaus, ohne ein Wort zu sagen. Drinnen schrien die Mägde Zeter und Mordio, die Knechte brummten, der Bauer aber wandte sich zu Urban und sagte streng:

„Das ist kein Spaß mehr, das ist eine Lumperei. Wir reden nachher über die Sache."

Nach kurzer Zeit trat Agnes wieder mit einem Teller in der Hand, ganz bleich im Gesicht, zur Türe herein und begann still die umhergestreuten Krapfen vom Boden aufzusammeln. Hinter ihr her schnaubte die Bäuerin:

„Du liegst wie eine Wachtel und willst andre Leut hineinreiten, wo du doch allein die Schuld hast. Dir stellt niemand ein Bein, aber mit deinem schußligen Wesen stolperst du über die eigenen Füße. Du fahrst ja herum wie eine Bremse und weißt vor lauter Eitelkeit nicht, wie du auftreten sollst. Ein anständiges Madl hat die Augen nicht immer in den Wolken hängen, sondern schaut auf seine Füße. Wenn du nicht blind wärest vor lauter Hochmut, tätest du nicht wie ein Stock auf den Boden hinkugeln und mir das teure Geschirr zerbrechen und das Essen zugrunde richten. Schad' um die Gott'sgab, und jetzt mag ich wieder anheben und kochen; aber von dem allen wollt ich nichts sagen, das Schändlichste ist, daß du dir mit lügen heraushelfen willst."

Da das Mädchen nichts erwiderte, sagte Gallus, der Bauknecht:

„Moidl, Bäuerin, du tust der Agnes Unrecht. Wenn eins so eine große Schüssel zu tragen hat, kann's nicht vor die Füße schauen. Und der Urban hat ihr wirklich den Fuß untergestellt, ich hab's gesehen."

„So, so, du hilfst ihr, damit sie noch kecker und eitler wird!" geiferte die Frau; „warum muß sie denn daherschnurren wie eine Lokomotive?"

„Mutter, die Agnes ist ganz unschuldig, sie kann wirklich nicht dafür", erklärte jetzt der Bauer.

Die alte Frau wurde blaß, stockte ein wenig und zeterte dann:

„Wenn sie unschuldig ist, soll sie sich verteidigen, sie soll selber reden und nicht tun, als wenn sie das Maul im Schuh hätte. So ein zungenfaules Wesen ist mir's zuwiderste Ding."

„Lassen wir's gut sein", beschwichtigte Thres, die alte Base, die der Agnes half, die Krapfen zusammenlesen; an der Kleinigkeit liegt nichts dran. Wir können das Meiste noch essen und die Schüssel hat ehedem einen Sprung gehabt."

Doch die Bäuerin ließ die aufgehobenen Krapfen forttragen und brachte dann selbst einen großen Butterknollen nebst drei Wecken Weißbrot herein, woran alle sich sättigen konnten. Nach dem Essen gab der Bauer dem Knecht Urban einen Wink, ihm in das Stübchen zu folgen. Dort zahlte er ihm den vollen Jahreslohn aus und bedeutete ihm kurz, daß er heute noch das Haus verlassen möge. Gegen den Willen des Bauern nützte kein Einspruch, das wußte der Knecht; darum sagte er kein Wort, nahm trotzig sein Geld und ging. Das Ganze war in fünf Minuten erledigt und verursachte keinen Lärm. Während des Nachmittags packte der Knecht seine Siebensachen, und als es dunkel wurde, zog er fort, ohne sich von einem seiner Mitdienstboten zu verabschieden. Nur mit Gallus, dem Bauknecht, hatte er vor dem Weggehen noch ein Schanzl. Dieser begegnete ihm am Hausgatter und wollte ihm die Hand reichen. Da schnitt der Urban eine Grimasse und sagte höhnisch:

„Leb wohl, du Fuchsgrint, und schau fein auf die seidene Katze, die du ins Haus gebracht hast."

„Urban, du darfst keinem Menschen etwas vorwerfen," gab der Bauknecht zurück, „du hast dir das Ding selber angerichtet."

Und du hast mich bei den Schaffersleuten vermöbelt und tapfer dazu geholfen, daß ich von der glatten Larve bin vom Haus verdrängt worden."

„Niemand hat dich verdrängt."

„Ha du weißt so gut wie ich, daß ich wegen der fremden Dirn gehen muß. Aber der fällt noch der

Heiligenschein herunter, darauf wett ich. Wenn eine gar so heilig tut, steckt meistens der Teufel dahinter."

„Du, Schlechtes kannst du der Agnes nicht nachsagen."

„Wenn alles sauber ist bei ihr, warum rennt sie dann soweit fort von daheim? Ich komm' schon noch darauf, wo der Hafen angebrannt ist, und dann will ich das Schwarze fein herausheben. Kannst ihr das sagen. Und wenn ich dir einmal ein heißes Süpplein einrühren kann, werd' ich's auch nicht sparen."

„Du, wenn schon eine Suppe eingerührt werden muß, hab ich den Löffel früher in der Hand als du. Falls ich deine Tugenden und guten Werke unter den Leuten ein bißchen aufmisch, gibt's keinen großen Appetit nach dir. Ich glaub, du hast mich verstanden. Adje!"

Mit dieser freundlichen Auseinandersetzung trennten sich die beiden. Agnes erfuhr erst von der Entlassung des Knechtes, als er schon fort war. Es fiel ihr schwer aufs Herz, daß er um ihretwillen hatte gehen müssen. Und doch erkannte sie, daß ihr der Bauer hatte eine Genugtuung verschaffen wollen. Er hatte sie auch beim Mittagessen vor allen Leuten gegen die Anwürfe der Mutter in Schutz genommen. Das hatte ihr so wohl getan, daß ihr beinahe die Tränen hervorgebrochen wären. Augenscheinlich zeigte ihr der Bauer sein Wohlwollen, und sie empfand darüber eine stille Freude. Als sie ihm nach dem Abendrosenkranz allein im Hausgang begegnete, blieb sie einen Augenblick stehen und wollte ihm für seine Güte danken; allein sie brachte vor Scheu kein Wort heraus und ging stumm davon. Mit einem merkwürdigen Ausdruck schaute er ihr nach, er sagte auch nichts. Jetzt kam eine heftige Unruhe über das Mädchen und es vermochte in seiner Kammer lange Zeit nicht einzuschlafen.

Am nächsten Morgen konnte die alte Bäuerin nicht aufstehen. Sie war von den Aufregungen des vorhergehenden Tages so stark hergenommen worden, daß ihr die Kräfte versagten; auch setzte ihr die Atemnot schwerer denn je zu. Darob geriet der Bauer in große Sorgen und er bat die Mutter dringend, einen Doktor holen zu dürfen. Aber sie wollte von keinem Doktor etwas hören und versicherte, daß keine Gefahr sei, sie kenne sich selber am besten. Tatsächlich besserte sich ihr Zustand im Laufe des Tages, doch blieb sie im Bett. Agnes kam wohl ein Dutzendmal ins Zimmer, fragte nach dem Befinden der Kranken, brachte ihr eine Stärkung, richtete ihr die Polster und sprach freundlich zu ihr. So oft das Mädchen ging, schaute ihm die Bäuerin mit großen Augen nach. Als es wieder einmal hereintrat, sagte die Frau:

„Agnes, setz' dich einmal her zu mir und laß mich etwas mit dir reden. . . . Du tust, als ob wir gestern nichts miteinander gehabt hätten. Bist du nicht mehr zornig auf mich?"

„Zornig bin ich nie gewesen", erklärte das Mädchen, „und jemand etwas nachzutragen, hab ich überhaupt nicht im Brauch."

Ist dir alles gleich? Mag man dir vorwerfen was man will, machst du dir nichts daraus?"

„O ja, wehe tut's mir schon auch; aber es ist besser, man läßt sich's nicht ankennen. Wenn man sich erzürnt und aufregt, wird die Sache nur schlimmer, und man tut sich selber wehe. Auch steht einem Weibsmensch das zornige Gesicht nicht gut."

Kaum hatte sie diese Worte gesagt, errötete sie heftig und verbesserte sich:

„Einem Kind, einem Mädchen steht's nicht gut — so bin ich gelehrt worden."

„Auch einer alten Frau steht's nicht gut." seufzte die Bäuerin; „ich will dir nicht mehr wehe tun, Agnes. Du hast mir eine heilsame Lehre gegeben."

„Euch eine Lehre gegeben?" erschrak das Mädchen, „das ist mir im Traum nicht eingefallen."

„Wohl, wohl; und noch ein anderer hat mir eine Lehr gegeben. Heute Nacht habe ich einen furchtbaren Anfall gehabt und beinahe wär ich erstickt. Ich hab keinen Laut herausgebracht und niemanden rufen können. Da ist's mir wie ein Zentnerstein auf dem Herzen gelegen, daß ich so ungerecht und hart gegen dich gewesen bin und daß ich hinüber soll, ohne mein Unrecht gut gemacht zu haben. Der Tod ist ein strenger Lehrer . . . Agnes, du mußt mir verzeihen. Wenn noch einmal so ein Anfall kommt wie heute Nacht, ist,s aus mit mir, dann sterb ich."

Agnes schlug die Hände vor's Gesicht und fing an, bitterlich zu weinen.

„Jetzt kannst du auf einmal weinen! Was ist denn mit dir, Madl? Was hast du denn?" fragte die Frau erstaunt.

„Ihr dürft nicht sterben!" schluchzte das Mädchen; „wenn Ihr Euch schont und nicht alles so schwer nehmt, wird es schon besser. Grad nicht sterben!"

„Du hast keinen Grund, um mich zu trauern, wenn ich sterb."

„Wohl, wohl, Bäuerin, Ihr habt es immer gut mit mir gemeint, wenn Ihr auch . . . Seit die Base Mariann gestorben ist, hat's kein Mensch so gut mit mir gemeint wie Ihr. Ihr dürft nicht sterben, sonst hab ich wieder niemanden."

„Agnes ist dir wirklich etwas an mir gelegen?"

„Ihr seit mir jetzt soviel wie die Base Mariann."

Die alte Frau wischte sich lange Zeit mit der rauhen Hand über die Augen. Nach einer Weile sagte sie:

„Kind du mahnst mich alleweil an meine Tochter, die Mariannl. Tätest du mir nicht eine Bitte erfüllen? Sei so gut, zieh zu mir herunter und schlaf da im Stübchen bei mir. Ich lass' dir ein Bett hereinstellen. Weißt, ich möcht doch eins bei haben, das mir hilft, wenn ich noch einmel so einen Anfall krieg, eins, auf das ich mich ganz velassen kann."

„Sehr gern komm ich herunter und schlaf da bei Euch", erklärte Agnes, „aber Ihr müßt auch ein bißchen auf mich hören, wenn ich etwas sag und gut zu Euch schauen will."

„Ja, ja, Kind, ich hab Vertrauen zu dir", sagte die Frau und drückte dem Mädchen warm die Hand.

Agnes zog am selben Tage zur Bäuerin herab ins Stübchen und blieb dort, auch nachdem die Frau sich von ihrem Anfalle erholt hatte und längst wieder auf den Füßen war. Sie leistete der alten Frau alle möglichen persönlichen Dienste und zeigte dabei eine Sorgfalt und Aufmerksamkeit, daß die Bäuerin dachte, eine Tochter könne nicht anders tun.

Und mit der Bäuerin ging eine merkwürdige Veränderung vor. Sie ließ sich jetzt von dem Mädchen förmlich kommandieren. Wenn Agnes sagte, sie solle sich schonen, legte sie die Arbeit weg und setzte sich auf eine Bank, gab nur mehr ihre Fingerzeige und ließ Agnes allein werken. Wurde die Frau manchmal ungeduldig und heftig, so brauchte Agnes bloß zu warnen, daß die Aufregung ihrer Gesundheit schade, und schnell mäßigte sich die Frau. Auch schien es ihr zu gefallen, wie das Mädchen so flink und geschickt in der Küche herumhantierte und alles sauber machte. Hie und da sprach die Alte zu sich selber:

„Sie gleicht fast meiner Mariannl. Nein, nein, so wie die Mariannl ist keine; aber wenn sie mein Kind wär, hätt ich eine Freud."

Höchst erstaunt war der Bauer, daß Agnes einen solchen Einfluß auf die Mutter gewonnen hatte. Manchmal, wenn er das Mädchen allein in der Küche antraf, sagte er ihm ein freundliches Lob, und Agnes war dann den ganzen Tag glücklich. Sonst tat er sehr wortkarg und zurückhaltend; aber heimlich schaute er oft die längste Weile auf das Mädchen.

Auch die andern Hausgenossen wunderten sich stark über die Veränderung, die Agnes bei der Bäuerin zuwegegebracht hatte, und Gallus, der Bauknecht, sagte ihr einmal:

„Du bist eine wahre Hexenmeisterin und hast die Bäuerin umgekehrt wie einen Rock. Da bin ich der Meinung gewesen, wie ich dich hereingeplündert hab, ich müsse dir Lehr und Weisung geben. Hab mich fein gebrannt. Heutzutage sind die Ganseier tausendmal gescheiter als die ältesten Ganserer. Du machst uns alle zu Schanden. Im Vertrauen gesagt, sind die Liesl und die Threinl fast ein bißchen neidig, daß du's bei der Bäuerin so gut hast, und auch die Burgl schneidet ein krummes Gesicht. Aber die alte Thres hat eine helle Freud daran und uns andern ist's mehr als recht. Du hast ein ganz anderes Wetter ins Haus gebracht, und das tut uns allen wohl. Bleib nur alleweil da. Wir lassen dich nimmer fort."

## Viertes Kapittel

### Der Schatten des Vaters.

Auf dem Reimannhof in Planeigen schaute es traurig aus. In den ersten zwei Wochen, nachdem Agnes fortgegangen war, blieb der Vater zu Hause, ließ den Kopf hängen und arbeitete auch ein wenig. Es schien, als ob er wirklich ein anderes Leben anzufangen gedächte. Aber die Wendung hielt nicht lange an. Bei einer Hochzeit in Niederau mischte er sich wieder unter die lockerste Gesellschaft und kehrte eine ausgelassene Lustigkeit hervor. Er ließ sich von einer Ziehharmonika einen Marsch spielen und schlug dazu auf der Küchentür die große Trommel, dann tanzte er mit einem Waschkübel einen Schuhplattler, so daß die Zuschauer vor lachen nur so herum kugelten, dann schnalzte er wieder wie ein Pistolenschuß, zuletzt schaffte er den Waschkübel, mit dem er getanzt hatte, voll Wein an und hielt alle seine Beifallgeber frei. Als er keinen Knopf mehr im Sack hatte, warf ihn der Wirt hinaus, und seine Freunde lachten und klatschten rasend Beifall dazu.

Fortsetzung folgt

# FATIMA STUDENT BURSE

Wenn es Winter wird und die Tage auf Weihnachten zugehen, überlegt so mancher, wie viel Weihnachtsgeschenke er wohl wieder machen müsse. Es gibt auch Menschen, die fast niemanden haben. Die keinen durch ihr bescheidenes Geschenk ihre große Liebe ausdrücken können. Denken wir auch manchmal an ein Weihnachtsgeschenk für Gott? Er gibt viel – will uns die ganze Herrlichkeit der Ewigkeit schenken. Warum nicht auch Ihm einmal etwas geben? Unsere Sammlung für arme Priesterstudenten befaßt sich mit Geschenken an Gott. Was kann man wohl Schöneres bieten als eine kleine Gabe für die Erziehung armer Priesterstudenten?

| | | |
|---|---|---|
| Bisher eingenommen: | | 574.00 |
| Mrs. John Gartner, Jr. | Cosine, Sask. | 2.00 |
| John Ries, | Mendham, Sask. | 6.00 |
| Eine Leserin, | Gravelbourg Sask. | 1.00 |
| Karl Tomoschefski, | Odessa, Sask. | 10.00 |
| Mrs. M. Rietzler, | Bluesky, Alta. | 5.00 |
| Mrs. Alex Hauk, | Prelate, Sask. | 3.00 |
| Miss K. Ehman, | Regina, Sask. | 10.00 |
| | | $611.00 |

Bitte, sendet euere Gaben an:

**The Marian Press**

Box 249, Battleford, Sask.